
Alfred Peter Herrmann

Die Korrektur der Kröte

Falls diese *Reiseblog einer Indienreise* kein Ziel verfolgt, enthält es auch keine Fehler, die korrigiert werden müssten





für Margret



1

Prolog der Text ist geritzt

Gefragt, was ich mit mir in der Rente anzufangen gedenke, antwortete ich, ich wolle schreiben. Jetzt sind fast 2 Jahre vergangen, und ich schreibe so gut wie nicht. Ist es am Ende des Lebens vielleicht so, dass es unerheblich erscheint, ob einer geschrieben hat, oder nicht? Ich sitze hier nachts im Schwarzwald vor der Bibliothek meines Vaters: Solschenizyn, WARLORD von Malcolm Bosse, „So weit die Füße tragen“ usw. Nach wenigen Generationen wird das vollkommen vergessen sein.

Ob man berühmt geworden ist oder nicht, hilft oder betrübt einen das beim Sterben?

Der Wandel der Zeit geht ausnahmslos über alles hinweg. Jeder kämpft nach seinem jeweiligen Vermögen. Sogar der Terrorist. Sogar Hitler. Sogar Netanyahu. Auch der Drohnenpilot. Am Ende seines Lebens kann wohl jeder mit einem gewissen Recht sagen, ich habe immer versucht, das Richtige zu tun. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Für die Umstände kann ich nichts, und die sind oft übermächtig. Kommt Zeit, kommt Rat, und das Hemd ist mir im Zweifelsfall näher als der Rock. Und die Katz, die läuft im Schnee, und die Katz, die läuft im Dreck, und in hundert Jahr isch alles weg (alter Schwarzwald-Kalauer).

OK, ein guter Mensch gewesen zu sein, das hilft wahrscheinlich. Aber was schreibt ein guter Mensch? Wacht auf, verdammte Ichlinge, liebt euch gefälligst!?

Kann ein guter Mensch ohne einen bösen Menschen überhaupt ein guter Mensch sein? Ohne Vergleich? Eine Ex-Kollegin, eine ansonsten sehr vernünftige Frau, behauptete beim Mittagessen in der Kantine, Hitler wäre ein guter Mensch, nein, eine *Gute Seele*, ja sogar einer der ganz großen Bodhisattvas, weil er als Seele sich für diesen – sehr undankbaren und schwierigen – Job zur Verfügung gestellt hat. Nun, wenn ich mal versuchsweise an eine Unsterbliche Seele glaube, und weiterhin, dass Luzifer, der „Lichtbringer“, eine unverzichtbare Aufgabe übernommen hat – kernige christliche Positionen – warum nicht?

Nun, ich halte mehr von „Ursache und Wirkung“. Aber trotzdem – der Gedanke lässt mich nicht los –, ich könnte wetten, dass Hitler kurz vor seinem Selbstmord mit Eva Braun, gedacht hat, ich habe immer versucht, das Richtige zu tun, und die totale Katastrophe, der Untergang des Deutschen Volkes, das ich zu Recht führen durfte – dieses großartige Volk hat sich den Besten zum Führer auserkoren – haben wir der Gemeinheit, der Niedertracht, der vor nichts zurückschreckenden Bösartigkeit der jüdischen Blut-sauger und den grauenhaften Bolschewiken zu verdanken, deren Skrupellosigkeit selbst ich noch unterschätzt habe, und ich habe recht gehandelt, als ich ihren Einfluss zurückdrängen wollte, auch mit Gewalt, denn das Böse versteht nur die Sprache der Gewalt, ich war immer auf der Seite der Guten, ich war ein Guter Mensch, aber die Umstände wurden übermächtig, und mein Kampf um die Lebensader des Deutschen Volkes, *meines Volkes*, durch die Benzin fließt, ging verloren. –

Nur damit keine Missverständnisse aufkommen, meine Ex-Kollegin hat mit den Nazis gar nichts am Hut, sie findet sie gräßlich, und auch ich, ein Alt68er, bin immer glühender Antifaschist gewesen. Aber dass ich glaube, das extra sagen zu müssen, macht mich betroffen.

OK, jetzt hab ich was geschrieben. Aber ist dadurch irgendetwas besser geworden? Ich persönlich fühle mich tatsächlich etwas besser, das ist wohl die Befriedigung, eine Spur hinterlassen zu haben, vergleichbar den Herzen, die Jungverliebte in Baumrinden ritzen, aber was passiert in den Hirnen, in die dieser Text einsickert? Kann man darüber etwas sagen? Muss mich das interessieren? Als Künstler wohl kaum. Jeder Spiegel habe seine Berechtigung, sagt der Künstler, auch der beschlagene. Und mein Hirn ist als Spiegel so gut wie jedes andere. Wenn ich ein Guter Mensch sein will, wohl. Und das will ich, siehe oben ... die Einschläge kommen näher.

Kein Leser, kein Risiko. Keine Reaktion. Vielleicht besser so. Immerhin, der Text ist geritzt.

PS: in diesem Text geht es, glaube ich, um die Ambivalenz zwischen *Aktion* und *Reflexion*, oder auch *Methode* und *Leerheit* (wenn ich mir erlauben darf, einen buddhistischen Kontext heranzuziehen).

In wenigen Tagen werde ich nach Indien aufbrechen. Habe mir vorgenommen, dort zu schreiben ...



2

Das Hupkonzert von Bangalore

Mit Lufthansa nach Bangalore. Abendessen im Hotel (Hyderabad Biryani) war „hot“ und gut. Ziemlich weiten Spaziergang gemacht, um einen ATM zu finden, der Rupees ausspuckt. Ohne Erfolg. Überall ein Höllenlärm. Bei einer Straßenüberquerung durch dichtes Gewühl dirigiert mich ein Inder, der die gleiche Richtung hat, mit Handbewegungen, denen ich, weil ich sie als korrekt empfinde, folge. Im Verkehrsschatten einer Verkehrsinsel spricht er mich an. Er spricht unglaublich schnell, zeigt in verschiedene Richtungen, wo Teile seiner Familie wohnen, wo er Eigentum hat. Der Stammbaum seiner Familie geht 1000 Jahre zurück. Er ist ein erfolgreiches, glückliches Glied in einer endlosen Ahnenkette. Er hat Verwandte in ganz Indien, In Orissa, Kerala, Tamil Nadu, nicht nur in Karnataka. In dem geballten Schwall Pidgin English versteh ich maximal ein Drittel. Außerdem ringsum der brüllende Verkehr. Das sage ich ihm und er möge doch verlangsamen, wenn ich was verstehen soll. Ohne Erfolg. Im Gegenteil, er steigert sich jetzt in eine Begeisterung, die ich sofort teile, auch wenn ich nur noch „Pondicherry“ verstehe, was mehrmals im Schwall vorkommt. In einer Lufthollücke schiebe ich dazwischen, dass es, da ich von hier nach Kerala und von da nach Puri, Orissa wolle, nur logisch wäre, wenn ich in Pondicherry Station machte, was ich schon immer mal wollte, aber noch nie die

Gelegenheit hatte. Seine Begeisterung kennt kaum noch Grenzen, ich schaue auf die Uhr, ich hätte noch eine Verabredung, er spricht über die Franzosen, teils bewundernd, teils zweiflerisch, ich versuche gar nicht mehr, zu verstehen, sondern konzentriere mich auf die Bauch zu Bauch Kommunikation. Wir sind im Grunde beide voneinander begeistert, keine Fremden, waren es nie, ich versichere meine Entschlossenheit, Pondicherry sehen zu wollen, schaue auf die Uhr, seine Rede wird jetzt etwas gesetzter, erhabener, der Abschied nähert sich. Namaste, Baba, hätte ich früher gesagt, aber ich bin jetzt ein älterer, europäischer Reisender, das kommt mir vor wie Hippie-Slang. Doch wir machen beide die betenden Hände vor der Brust, und fassen uns brüderlich am Arm, good luck, verlassen den Verkehrsschatten der Verkehrsinsel in verschiedene Richtungen, ohne überfahren zu werden. In einer Linksabbiegerschneise bin ich wegen Baustelle gezwungen, durch ein Heer von bei Rot wartenden Rollerfahrern Slalom zu laufen, es wird grün, ich drücke mich flach an den Bauzaun, der Pulk rauscht vorbei, Millimeterarbeit. Ich peile mit dem Handy den nächsten ATM an. Open Street Map. Links ein gigantisches Kino, rechts ein gigantischer Bahnhof, ein brüllendes Chaos an zuckenden Lichtreklamen, verworrener Architektur, Kabelsträngen, aufgerissenen Trottoir Platten voller extremer Kontraste im Scheinwerferlicht der hupenden Vehikel, dazwischen die Inderinnen und Inder meist westlich gekleidet, selbstverständlich, in sich ruhend, weit und breit kein Grund zur Aufregung, wartend, schlendernd, schlafend, präsent, niemand macht den kleinsten Fehler, es gibt keine Fehler. Ich konzentriere mich auf das Hupkonzert. Jeder einzelne Hupton signalisiert perfekt die Situation, wegen der er ergeht, Sender und Empfänger reagieren automatisch in Bruchteilen von Sekunden, ohne Anwendung von Fuzzylogik hätten wir nolens volens die Katastrophe, das Blutbad wäre perfekt, aber doch undenkbar, wenn man traumverlorene, händchenhaltende Pärchen schlafwandlerisch vom Pfad abkommen, Hunde mitten im Gewühl majestätisch traben oder in der Gefahrenzone schlafen sieht. Es ist wahrlich ein *Konzert*, das Hupkonzert von Bangalore. Ein majestätisches Konzert, jede Abweichung wird sofort korrigiert im Sinne des Ganzen, pflanzt sich laolamäßig fort, schwappt um Kreuzungen – in einem fort brandet die Korrektur wie Gischt im Stundenglas, bis der unsichtbare Dirigent, vielleicht mein Gehirn, in dem Milliarden von Synapsen hupen, den Taktstock senkt.

Bangalore 1.15 Uhr. Kaum noch dringt Hupen in mein Gehirn. 5:30 Wecken. Bus nach Sera wartet nicht. Gute Nacht.



3

Im tibetischen Kloster

Mit dem Kleinbus zum tibetischen Kloster Sera. Wir sind 12, davon 3 Männer, die sich für das *Jangchub Lamrim Teaching* des Dalai Lama interessieren. Lamrim, der „Stufenweg zur Erleuchtung“, nimmt eine hervorragende Stellung im Lehrplan der Klosteruniversität ein und jetzt, vor dem Jahreswechsel, kommt der von uns höchstgeschätzte Lamrim-Lehrer, der Dalai Lama zum 4. Mal für 2 Wochen nach Sera, um den *Changchub Lamrim Teaching* Zyklus abzuschließen, und wir 12 sind dabei!

Am späten Nachmittag kommen wir unter blauem Himmel im Innenhof eines regelmäßig gestalteten Wohnkomplexes an. Hier wohnen mehr als 100 Mönche jeden Alters, die jüngsten sind jünger als Fünf. Im zweiten von vier Stockwerken haben Mönche ihre Zimmer uns zur Verfügung gestellt, indem sie aufs Flachdach gezogen sind. Alle Zimmer befinden sich an einem zwei Meter breiten, schwimmbadlangen Gang. Über dem dickem Geländer aus Stein ist von Säule zu Säule eine Wäscheleine gespannt. An das zentrale, schmale Treppenhaus grenzen die sanitären Gemeinschaftseinrichtungen an. Inzwischen gibt es auch Sitzklos. Die 2 Matratzen im *doubleroom* sind hart, ich nehme die am Fenster, Andreas die am Gang. Die tibetischen Bücher im Bücherschrank machen einen ziemlich gebrauchten Ein-



Weihnachtsfeier (Heilig Abend), im Khangtsen unseres Gastgebers, Wöser Rinpoche. Am Tisch schneidet Dayab Rinpoche im Beisein von Wöser Rinpoche einen Weihnachtskuchen an. Links das Wohnhaus der Mönche, im 1. OG waren wir untergebracht, rechts hinten die Meditationshalle, rechts vorne unsere Gruppe (Tibethaus Deutschland) beim Singen von deutschen Weihnachtsliedern.

druck. Bilder von tantrischen Gottheiten färben die Stimmung der Einfachheit und Schlichtheit für uns, die wir uns schon ein bisschen damit auszukennen glauben, ins Heilige. Ein wadenhoher Altar. Sonst nichts. Kein Tisch, kein Stuhl, der Schrank ist abgeschlossen. Es gibt, wohl ein Privileg, einen 2-Flammen-Gaskocher, den wir aber kein einziges Mal benutzen werden. Wir hätten ihn zur Warmwasserbereitung nutzen können, geduscht wird nämlich kalt, glücklicherweise aber nicht *zu* kalt.

Dann jeden Tag: 6 Uhr aufstehen, 7 Uhr Frühstück im Speisesaal, 7:30 mit einem Bus nach Tashi Lunpo, wo gegen 9 das Teaching beginnt. Jetzt bewähren sich die Top-Atemmasken, die Sabine dankenswerterweise schon in Deutschland besorgt hat. Trotzdem werden alle mit Infektionen der Atemwege zu kämpfen haben. In diesem Gewühl – ich fühle mich an das Hupkonzert von Bangalore erinnert –, in dem mehr als 10000 Menschen, die meisten in Mönchsrot, auf einer nur busbreit befestigten Straße rechtzeitig den Beginn des Teachings erreichen wollen, entsteht eine aerosolige Mischung von Abgasen, Staub und allen möglichen Körperausdünstungen. Eigentlich hasse ich Massenveranstaltungen. Irgendwann holpern wir auf einen zum Busparkplatz umfunktionierten Acker. Um uns an die richtige Schlange anzustellen, müssen wir ein Stück Indien durchqueren: rechts und links des mönchsrot (bordeauxrot)

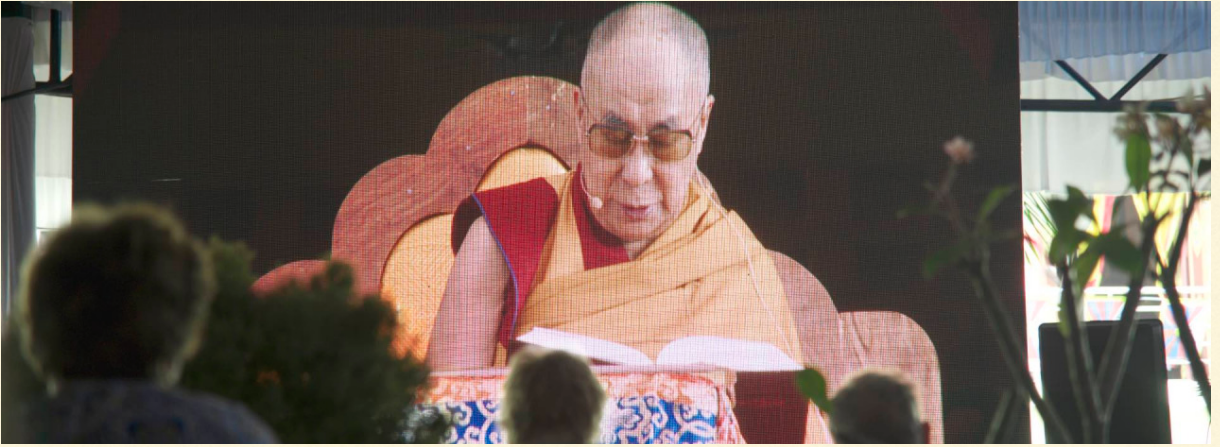


die Köpfe rauchen

Der Dalai Lama lehrt auf tibetisch für viele Tausend Nonnen und Mönche, wir anderen hören über UKW eine Simultanübersetzung (4 Frequenzen: Englisch, Französisch, Spanisch, Russisch)

leuchtenden, teils asphaltierten Feldweges wird alles feilgeboten, was auch sonst feilgeboten wird, Scharen von Bettlern nutzen die Gunst der Stunde, viele rezitieren laut und krass mitleidheischend das Chenresig Mantra „Om Mani Pedme Hum“. Auch in der endlosen Schlange (die Sicherheitsvorkehrungen sind streng, Taschen- und Leibesvisitation, keine Kamera, kein Handy), ist man mit dem Leid von Samsara unerbittlich konfrontiert. Dann sind wir endlich drinnen. Leider können wir den Dalai Lama nicht direkt sehen, unser Gruppen- und Reiseleiter, der Manager des *Tibethaus Deutschland*, teilt uns mit, Seine Heiligkeit habe sich kurzfristig entschlossen, nicht im, sondern vor dem Haupttempel zu thronen, und somit müssen wir uns mit einer Videoleinwand zufrieden geben. Ich habe den Dalai Lama kein einziges Mal direkt gesehen, dafür aber groß und deutlich auf dem riesigen Schirm, der nur etwa 12 Meter von unseren reservierten Plätzen entfernt ist. Immerhin gibt es so kein Gerangel um die besten Plätze.

Das geht dann bis fast 15 Uhr, unterbrochen von Teereichungen vor und nach dem Mittagessen, das wir am Platz auf unseren Meditationskissen verzehren. Tasse, Teller und Löffel waren wie auch das Kissen mitzubringen. Was auf dem Bildschirm zu sehen ist, wird zeitgleich ins Internet gestreamt wie inzwischen wohl alle Teachings Seiner Heiligkeit. Er ist nun 80, ist besser denn je, noch klarer, noch



prägnanter, sofern das überhaupt möglich ist, auch nach 6 Stunden ununterbrochener Konzentration voll präsent, heiter, gelassen und spontan, während mir alles weh tut, ich laufend die Lage der Beine, die Haltung des gesamten Knochengerüsts wechseln muss, dabei aufpassen, dass ich nicht die Fußsohlen in Richtung Dalai Lama strecke, das gilt als respektlos, aber wo ist die verbotene Richtung, der Bildschirm oder wo er wirklich sitzt, irgendwo weiter links. Sicherheitshalber kommen beide Richtungen nicht in Frage, das ist für mich, der ich schon mal eine *Tiefe Beinvenenthrombose* hatte und somit ein erhöhtes Thromboserisiko, ein echtes Problem, verzweifelt mach ich mir klar, dass meine Gesundheit oberste Priorität hat und nicht das, was meine Sitznachbarn von mir denken. Ich nehme mir vor, jede Stunde einmal zur Toilette zu gehen, und vorher oder nachher 3 mal den Tempel im Uhrzeigersinn zu umrunden. Angesichts meines fortgeschrittenen Alters ist häufiger Toilettengang für meine Sitznachbarn sicher gut nachvollziehbar. Aber der Dalai Lama ist 13 Jahre älter! Ist er überhaupt ein Mensch? Geht er auf Toilette? Ja, natürlich! Was stell ich denn hier für Fragen. Und doch ist seine Intensität, seine Ausdauer, sein Lachen, seine nicht nachlassende Frische, aber vor allem seine Warmherzigkeit, seine unbedingte Liebe zu allen fühlenden Wesen, die man fühlen kann, schier nicht zu begreifen.



Im Speisesaal
ist die Fröhlichkeit der
Asiaten ...

Ich hatte nicht nur körperliche, sondern auch geistige Probleme. Meinen ersten Lamrim Kurs hatte ich 1993 in Bodhgaya bei Lama Kirti Tsenshab Rinpoche. Habe damals vieles nicht verstanden, aber was ich verstand, hat mich begeistert und nachhaltig beeinflusst. Natürlich hat die Begeisterung für das Verstandene, nun seit längerem Bekannte, nachgelassen. Meine Schülerschaft scheint etwas zu stocken. Das, was ich verstehe, langweilt mich ein bisschen, was ich nicht verstehe, habe ich noch nie verstanden und werde es vielleicht nie verstehen und frage mich, ob ich mich wirklich so anstrengen soll, um auch noch das *Unkennbare* kennen zu lernen. Irgendwann muss ich meine Beschränktheit anerkennen. Superausrede für Faulheit.

Über den eigentlichen Inhalt des Teachings (Lamrim) möchte ich hier nichts sagen. Jeder versteht das, was zu seiner persönlichen Situation, seinem Entwicklungsstand passt, oder versteht es auch komplett falsch. So habe ich am vorletzten Tag, glaube ich, während dem Mittagessen eine Notiz gemacht, um mich später daran erinnern zu können, was ich in dem Moment glaubte, wie das Teaching meine Selbst- und Welterkenntnis befördert habe:

„Leerheit kann man nicht *verstehen*. Verstehen heißt konzeptualisieren, widerspruchsfrei mit bereits validierten Konzepten. Konzepte bestehen aus Sätzen, die Beziehun-



... einfach ansteckend

gen zwischen Subjekt und Objekt beschreiben. Die Erkenntnis, dass das erkennende Subjekt das erkannte Objekt *berührt* oder *erfasst* oder *begreift* und in dieser spontan erzeugten Beziehung nicht die Beziehungspartner (Subjekt, Objekt) real sind, sondern nur die Beziehung, führt zur Erkenntnis der Leerheit. Denn jedes Ding, jedes Konzept entsteht erst durch die Beziehung zu dem, was es nicht ist.

Alles existiert nur relativ – nicht objektiv, aber auch nicht subjektiv – und darin liegt die Erkenntnis des Absoluten. *Die Relationen, das kausal sich entwickelnde Beziehungsnetz, ist potenziell unendlich.* Wenn sich das absolute im relativen Selbst erkennt, öffnet sich das Tor zur Unendlichkeit in diesem und jedem bewussten Raum Zeit Punkt ...“



4

Schau an, Welt!

Nach Hinweisen von Freunden – Herzlichen Dank! –, die die überlieferten Texte des Buddhismus besser kennen als ich, muss ich doch betonen, dass diese *Notiz* in Gegenwart des Dalai Lama (am Ende von 2016-01-05) keinerlei Anspruch auf irgendeine Gültigkeit erhebt, schon gar nicht buddhistische, sondern ein rein subjektives Statement ist, das bestenfalls meinen *eigenen* Stand der Entwicklung *meiner* Erkenntnis beziehungsweise Unkenntnis wiedergibt. Und da fließt eben vieles mit ein, was mich schon von klein an bewegte, lange bevor ich den Buddhismus entdeckte. Ich habe nun mal angefangen, ein Blog, ein öffentliches Tagebuch zu schreiben, wahrscheinlich in der Illusion, der Welt beziehungsweise Nachwelt läge daran, von mir etwas zu erfahren, oder warum macht mir altem Rentner das Schreiben plötzlich Spaß? Ich stelle mir einen Leser vor, der mich 100%ig versteht, – oh wie wäre das schön – aber das kann ja wohl nur ich selber sein, ein zukünftiges Ich, natürlich nicht so weit in der Zukunft, dass schon Demenz eingesetzt hat, sondern mein verständnismäßig optimales Ich. Weil ich mich selbst am besten kenne. Ich schreibe also für mein besseres Ich. Ich schreibe für mein besseres Ich. Ich schreibe für ein besseres Ich. In Ermangelung einer besseren Hälfte. Ich schreibe also für mein besseres Ich, in der Hoffnung, dass das zukünftige das jetzige Ich verstehen wird.

2016-01-10

Also doch klassisches Tagebuch. Kein Blog. Bloggen: ganz dämliche Modeerscheinung. Jeder will sich Outen und dafür gestreichelt werden. Ich doch auch. Grrrrghhhh. So wird das nichts. Ich schreib einfach mal ganz normal Tagebuch.

(Bin inzwischen allein in Cochin, Kerala. Ich bin Rentner, sagte ich dem Reiseveranstalter, 2 Wochen Indien, das sei nix für mich, bitte um Rückflug 6 Wochen später. Kein Problem. Also herzerreißender Abschied von den restlichen 11 am Kleinbus nach Bangalore. Nun beginnt der zweite Teil der Reise: 6 Wochen ausgesetzt in Indien)

Aber das zukünftige Ich ist doch ein *anderes* Ich. Wie *jedes* andere Ich. Nur der Grad der Ähnlichkeit unterscheidet sich. Kommunikation ohne Sprache, Spracherwerb und Kontext geht nicht. Die benutzten Symbole beziehen sich immer auf erlerntes, und damit individuelles, *Bedeutungsinventar*. Das wird grundsätzlich erlernt durch Kommunikation mit unähnlichen Systemen (Mutter, Vater, ...). Systemisch ausgedrückt, macht Kommunikation zwischen identischen Systemen nur Sinn in *operativem* Kontext, z. B. die Kommunikation im Löwenrudel während der Jagd, also zur Synchronisation, während der Entwicklung des Bedeutungsinventars immer ein Defizit (Abweichung) vorausgeht.

Dieses Defizit hat natürlich auch mein zukünftiges Ich gegenüber meinem jetzigen Ich, oder mein jetziges Ich als Leser gegenüber einem früheren, was Tagebuch geschrieben hat. Verglichen mit einem beliebigen Leser könnte sogar noch ein systematischer Verzerrungseffekt wirksam werden, denn das Ego ist sich selbst gegenüber ziemlich betriebsblind. Wenn ein Therapeut in der ersten Sitzung vorschlägt, Tagebuch zu führen, dann mit dem Hintergedanken, dass in den Verlautbarungen des betriebsblinden Egos der Schlüssel zum „Blinden Fleck“ verborgen liegt. Anatomisch gesehen, verbirgt der blinde Fleck den Eingang zum Allerheiligsten, zum Sehnerv, zum Corpus geniculatum laterale, zur Sehrinde, zum Seh-Bewusstsein. *Prinzipbedingt* kann man sich selber nicht korrekt erkennen. Offenbar ist unser Erkennt-

nisapparat nur gemacht, um *Anderes* abzubilden. Ein Subjekt macht sich ein *Objekt*. Indem es das tut, entwickelt es ein adäquates Bedeutungsinventar. Adäquat heißt nur, das es funktioniert, seinen Zweck erfüllt. Da sich die Voraussetzungen hierfür in der „Realität“ ständig ändern, befindet sich jeder Organismus, jedes lebendige System in einem ständigen Prozess des Wahrnehmungslernens und Umlernens.

Somit hoffe ich, was 100%iges Verständnis angeht, auf mein zukünftiges Ich *vergebens*. Wieder eine Illusion weniger. Was bleibt, ist die Erfahrung der *Kontinuität*. Ein Bedeutungsinventar gewinnt die Bedeutungen des Inventars durch Aussagen über Abhängiges Entstehen, die überprüft werden können. Zu sagen, eine gegebenes Bedeutungsinventar funktioniert, heißt, dass Vorhersagen, die sich aus den Kausalaussagen des Bedeutungsinventars herleiten, zutreffen. Nichts geschieht ohne Grund, und von Nichts kommt nichts, das ist das fundamentale Paradigma des Bedeutungsinventars. Durch die konsistente (widerspruchsfreie) Verknüpfung des Inventars durch (u. a.) Kausalbeziehungen entstehen Ketten, die Cluster bilden, Bedeutungsinseln im Ozean der unbekannten Realität. Das Erlebnis und die Freude des Verstehens, diese Aha-Erlebnisse, entstehen durch Erweiterungen, Vergrößerungen dieser Inseln, was in der Urzeit immer unmittelbar überlebenswichtig war. Es gibt Aha-Erlebnisse, die man nicht überprüfen muss, weil man sich des erwarteten Ergebnisses sicher ist. Was muss Einstein für eine Freude gefühlt haben beim erstmaligen Notieren der Formel $e=mc^2$. Und doch, täuschen kann man sich immer! Der Schmerz der Enttäuschung ist reziprok der Freude des Schöpfers der Erkenntnis. Aber in diesem Schmerz liegt mehr *Realitätskontakt* als in der Freude der Erkenntnis des Schöpfers.

Hier passt die Landkartenmetapher der Neokonstruktivisten: wir sehen nie das wirkliche Land, immer nur Abbildungen, gewissermaßen Landkarten. Wir sind wie gefangen in einem riesigen, stockdunklen Labyrinth. Haben aber immer eine Karte dabei, in der nicht nur der Verlauf von Gängen und Abzweigungen, auch Wasser- und Futterstellen und

überhaupt alles vermerkt ist, was zum Überleben hilft. Solange die Angaben der Karten stimmen, werde ich nirgendwo anstoßen, in kein Loch fallen, finde die Orte der Bedürfnisbefriedigung. Das Dumme ist, das sich die Topologie des „realen“ Labyrinths unaufhaltsam und unvorhersehbar ändert. Meine Karten werden fehlerhaft. Solange ich nicht schmerzhaft anstoße, bin ich happy mit dem Glauben an meine Karte. Nichts hindert mich, auch Artefakte in der Karte einzutragen. Wenn ich aber anstoße, was bei einem Frontalzusammenstoß mit der Wand auch tödlich sein kann, tut das weh, aber ich habe immerhin *Realitätskontakt*. Ich kann und muss nun meine Karte ändern, anpassen, korrigieren. Und *kommunizieren, damit andere ihre Karten anpassen können*, ohne den Schmerz der Kollision erleiden zu müssen. Und nur so, ausschließlich auf diese Weise, ist die Karte meiner Welt, die Karte meiner wunderbaren Welt, meine wunderbare Welt, entstanden.

PS: habe jetzt angefangen, *Die Korrekturen von Jonathan Franzen* zu lesen. Es geht um die Korrekturen in dem Familiensystem der 5-köpfigen Familie Lambert. Der geniale Autor macht deutlich, wie die Unterschiede der „Landkarten“ der Familienmitglieder zu Kollisionen führen, die Korrekturen erfordern, die teils gewollt, teils ungewollt, geleistet oder auch verweigert werden, und was das, nachvollziehbar, für Folgen hat. Das ist „Realismus“ – der mich aber auch schaudern lässt, wegen des Verdachts, dass die eingeborene Beschränktheit des Menschen *prinzipbedingt* nicht zu überwinden ist.



5

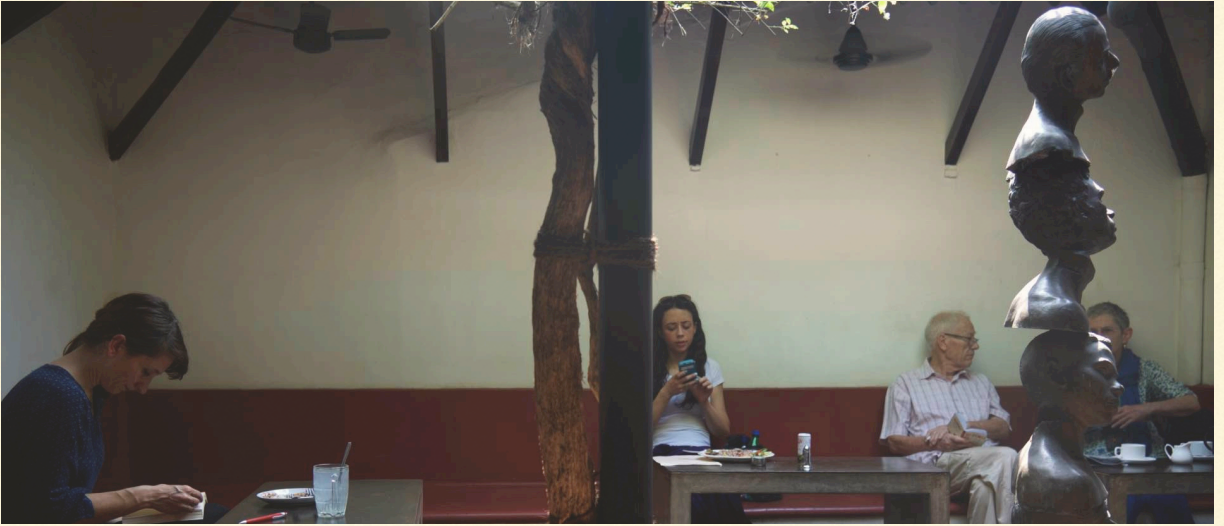
Einsamkeit

Nach Chat mit M., die finanzielle Unterstützung nachgefragt hat für ihre USA Reise, nun Lokal gewechselt, italienischen Salat bestellt. Und Netzhautprobleme. Schillernde Stellen rechts unten. Schwer zu schreiben. Die Konfrontation mit meiner eigenen existenziellen Situation in Deutschland hat mich scheinbar in unterschwelligen Superstress versetzt. Salat zunächst versalzen, dann doch gut, mit Toast. Den Nachmittag verträumt. Wiederbegegnung mit I. im Traum. Vertrauensproblem nicht lösbar. Hat sie mich denn wirklich *absichtlich* hinters Licht geführt?

Psychologie Heute Titel über Einsamkeit. Gelesen. Von der Freiheit, die die Einsamkeit verspricht, bin ich meilenweit entfernt. Gestern nach Sonnenuntergang eine hochgewachsene, asiatisch aussehende Frau verfolgt, nachdem ich sie am Strand eine halbe Stunde beobachtete, wie sie die untergehende Sonne anmeditiert hat, ziemlich korrekter Lotussitz. Das wirkte auf mich spektakulär in dem unglaublichen Trubel um sie herum. Keiner hat sie scheinbar beachtet, genau so wenig wie den Müll, der überall den Strand und ganz Indien verschandelt. Sie ging dann sehr langsam die Promenade zum Fort ... ich ungefähr 10 Meter dahinter. Bei den lauten Restaurants drehte sie um, unsere Blicken haben sich ganz kurz ausdruckslos gekreuzt. Sie bog links in die

Gasse ein, wo gleich das Künstlercafe kommt. Ich hinterher. Sie geht noch langsamer. Ein endloser Überholvorgang. Auf gleicher Höhe spüre ich eine Energiewallung, eine Intensität. Ich biege nach rechts Richtung große Kreuzung, bleibe in der Mitte der Kreuzung stehen, als wolle ich mich orientieren, dabei wollte ich mich nach ihr umdrehen. Sie biegt nach rechts, verschwindet aber in einem Laden. Ich gehe die Straße rauf, damit sie mich sehen könnte, wenn sie wieder raus kommt. Sie kommt auch raus, geht aber in die entgegengesetzte Richtung. Ich schau ihr noch eine Weile nach, bis sie rechts im Eingang einer Lodge verschwindet. OK, jetzt weiß ich, wo du wohnst.

So was hab ich noch nie gemacht. Eine wildfremde Frau verfolgt. Konnte ich wohl bisher mit meinem Selbstwert nicht vereinbaren. Wie sieht denn das aus. Hängt die Zunge schon raus? Nun, ich bin nicht hinterher geschlichen, sondern gelatscht. Mir war ein bisschen langweilig geworden. Ich wollte eine Chance ermöglichen. Ein bisschen experimentieren anfangen. Diese Frau *könnte* interessant sein. Es sollte nicht an mir liegen, falls da was möglich wäre und nichts passiert. Ich wollte herausfinden, ob sie das spürt, wenn ich sie verfolge. Ich habe auch nichts bereut. Und doch weiß ich, dass diese verdruckste Art irgendwie unsympathisch ist und Frauen so was in der Regel gar nicht leiden können. Ich verarbeite wohl in einer Regression, die bis in meine frühe Studentenzeit – einsam und verlassen in der fremden Stadt – zurückreicht, Traumata, die mit meinem frühkindlich gestörten Narzissmus zusammenhängen. Ich war in meiner Adoleszenz Frauen gegenüber sehr schüchtern. Das erkläre ich gern mit meinem Rübezahlgelbiss, manche sagten Fischmaul. Freunde, die so gute Freunde waren, dass sie sich das erlauben konnten, haben schon auch mal von *Karpfen* gesprochen. Inzwischen weiß ich, dass der Mangel an Grundvertrauen in die eigene Liebenswertigkeit, sehr weit verbreitet ist, nicht nur in meiner Nachkriegsgeneration.



6

Memoiren: Selbstversuch 100 Prozent

Wieder sitz ich im KASHI Art Cafe, 32 Grad, hohe Luftfeuchtigkeit. Habe mich endlich für morgen im SEA SHORE angemeldet für 2 Nächte, a 500 Rupees, Non AC. Vorher beim Frühstück im Eck-Café (MasalaChai, Masala Dosa) in FAZ REISEN einen euphorischen Artikel über Tiefschnee-Abfahrten im äußersten Osten Russlands, „Heliskifahren auf Kamtschatka“ gelesen. Ein MI-8-Hubschrauber setzt die Wintersportler mehrmals am Tag ab auf den Gipfeln, von wo sie durch Tiefschnee abfahren. Ein deutscher Veranstalter hat aufgehört nach vielen unter einer Lawine begrabenen Toten. Das Wetter verhindert allerdings Heli-kopter Starts mit einer Wahrscheinlichkeit von knapp 50 %. Dann „oblomoviert“ der Autor, d.h. er liest *Oblomow* von *Gontscharow*. Den krönenden Abschluss bildete ein Bad in 5 Grad kaltem Wasser im Nordpazifik.

Oblomow habe ich vor Jahren mit Genuss gelesen. Diese Faulheit und Wurstigkeit, *die letzte Waffe der Hochsensiblen*, scheint bei mir auf dem Vormarsch. Ich bin immer noch in Cochín. Bei Oblomow steigerte sich das flugs ins Spirituelle, so wie bei mir früher auch. Was bin ich früher auf Mystiken aller Art, von Osho bis Gurdjeff, von Castaneda über Alan Watts bis Lama Kirti Tsenshab Rinpoche, abgefahren. Die Naturwissenschaft mit ihrer kalten Objektivierungs-

sucht war langweilig und unglaublich geworden, das Geheimnis des Unmittelbaren, der manchmal sehr verblüffende Zusammenhang von subjektiven inneren Vorgängen mit scheinbar objektiven äußeren fand ich in meiner Zeit als Statistik-Crack Ende der 70er, Anfang der 80er viel faszinierender. Die Subjektivierung war schon zum Eintritt in die Pubertät unglaublich geworden; in der Quarta hatte ich noch Latein statt Französisch gewählt, weil ich unbedingt katholischer Pfarrer werden wollte, ein Jahr später, infiziert von rationalem, aufklärerischem Denken, begünstigt durch massive Schuld- und Minderwertigkeitskomplexe (ich glaubte ca. 1 Jahr, ich sei der erste Mensch, der onaniert, das kann man sich heute nicht mehr vorstellen) hatte der unabweisbare *Zweifel* im Kern des pubertären Aufgehens die Weltanschauung, in der ich aufgewachsen war im Nordschwarzwald, komplett hinweggefegt. Folglich wandte ich mich der Objektivierung zu, erklärte das Christentum zu einer verlogenen, heuchlerischen Märchenstunde der Herrschaften für ihre Dienstboten, landete bei Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft – ich erinnere mich, dass ich während der Fahrten mit dem roten Bahnbus von und zum Gymnasium Bühl beim Lesen dieses Buches regelmäßig Schweißausbrüche bekam, überwältigt von der Kühnheit, Radikalität und Kompromisslosigkeit dieser Gedanken und dem unbedingten Willen, etwas Unbezweifelbares über unser Dasein zu erkennen, wobei diese Möglichkeit auch bezweifelt werden darf und soll – und letztlich bei den Naturwissenschaften. Obwohl ich seit einem furchtbaren Dauerstreit mit meiner mehrjährigen Englischlehrerin Frau Holoch, die ich zusehends abgrundtief hasste, in einer nicht mehr auflösbaren Boykotthaltung keine Hausaufgaben mehr machte, was man allerdings auch als Oblomow-Komplex bezeichnen könnte, besserten sich meine Noten in den naturwissenschaftlichen Fächern. Es genügte ein Nachmittag im Steinbacher Schwimmbad, wenn mal keine Freunde zum Zeitvertreib verfügbar waren, das ungebremsste Lesen des Biologiebuches, um in den nächsten Bio-Klassenarbeiten gute Noten zu schreiben. Natürlich wussten nur die Klassenkameraden, bei denen ich die Hausaufgaben abschrieb (im Bahnbus und während der ersten Pausen) von

meiner Unfähigkeit; und natürlich Frau Holoch, die mich auf dem Kieker hatte, sich in den Kopf gesetzt hatte, mich zu Hausaufgaben zu zwingen, mich wohl deshalb regelmäßig vor der Klasse demütigte. Wenn ich dabei in Schluchzen ausbrach, habe ich das vor den Kameraden als theatrales Kalkül dargestellt. (Jetzt war gerade das erste Klassentreffen, da wäre ich gerne dabei gewesen, auch um zu fragen, ob sie sich da an was erinnern). Meine Ausreden sollen auch einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht haben. Einmal kam ich eine Stunde zu spät in den Deutschunterricht. Ich hatte den Bus verpasst. Meine Ausrede war: der Hund hat just, als ich zum Bahnbus gemusst hätte, Junge bekommen und es war gerade niemand da, der die Verantwortung nehmen konnte. Das stimmte wirklich, aber der rumänische Deutschlehrer fühlte sich verarscht und hüpfte in der Klasse umher, während er sich mit der flachen Hand auf die Stirn schlug und dabei ausrief: „der Hund hat gejunzt! Der Hund hat gejunzt!“

So konnte ich meine schlechten Noten in Englisch und Latein immer ausgleichen um versetzt zu werden. Mein Abitursschnitt reichte damals noch für Psychologie und Philosophie sowieso, ein Numerus Clausus in Psychologie konnte sich damals keiner vorstellen, ich ging nach Mannheim, wo stark naturwissenschaftlich orientierte Sozialwissenschaften gelehrt wurden. Der Popperjünger Albert lehrte Wissenschaftstheorie, und ich wollte Psychologieprofessor werden, damit wäre ich dann irgendwann fein raus, dachte ich.

Aber es kam anders. Mein erstes Semester war das Wintersemester 68/69. Ich geriet tief in den Strudel der 68er. Anti-imperialistischer Kampf schien moralisch zwingend, wir sahen abends schwarzweiß die Bombenteppiche auf Vietnam niedergehen. Wir nahmen uns das Recht auf Rausch, aber für eine Rote Liste habe ich auch mal kandidiert. Ohne Konsequenzen. Hippies, Hasch und Humbug ohne Ende. Irgendwann auch LSD mit meiner hoch begabten Freundin, die ich 1970 geheiratet hatte, um ihr, die erst 17 war und die Einwilligung ihrer Mutter benötigte und auch bekam, den

Sprung von Bühl in meine Studentengruft in Mannheim Käfertal zu ermöglichen. Ich guckte das Lieselotte-Gymnasium für sie aus, ein Mädchengymnasium, wo sie sofort Klassenprimus der Unterprima war. Auf unseren ersten LSD Trips, noch sehr schwach dosiert, Fenster und Türen waren verrammelt, hörten wir etwa *Karma* von Pharoah Sanders, die Nadel des Plattenspielers immer wieder von der letzten Rille in die erste, das Che Guevara Plakat wurde lebendig im farbigen Licht des Diaprojektors, wir liebten uns körperlich und kosmisch, und verdammt komisch war es auch.

Es ging aufs Vordiplom zu, ich hatte 3 Semester verbummelt, viel halbtags gejobbt als Blumen- oder auch Autolackfaher, ich interessierte mich stark für Hirnforschung, bis heute eine naturwissenschaftliche Königsdisziplin, um die auch die Philosophie nicht herumkommen kann, davon war ich überzeugt. Glücklicherweise war „Neurophysiologie für Psychologen“ auch ein Fach im Vordiplom, und so las ich im Schwimmbad, wie damals das Biologie Buch, nun den *Rein-Schneider* und den *Keitel*, die Neurophysiologie Pflichtlektüre für Medizinstudenten vor dem Physikum. Den Tip hatte mir Abitursfreund T. gegeben, der sich gerade damit aufs Physikum vorbereitet hatte. Ich interessierte mich also brennend für die Funktionsweise von Neuronennetzen, und so wurde unser zehnter LSD Trip, zum ersten Mal in der empfohlenen Dosis, 500 µg, zu einer Art *Selbstversuch*. Bis dahin hatte ich keine visuellen Halluzinationen gehabt, nur Intensivierung aller Arten von Wahrnehmungen, vielleicht eine gewisse Schlierenbildung von gemusterten Farbflächen, aber hauptsächlich war ich begeistert über eine ungekannte Fähigkeit, beliebige Bewusstseinsinhalte tief zu durchdringen, dabei griffbereit ein fast unendlicher Reichtum an phantastischen Verknüpfungen und Assoziationen, denen man nachgehen konnte oder auch nicht.

Ich muss jetzt mal raus aus dem Café, es wird mir zu warm und muss auch mal auf Toilette ...

Abends, im Masala Fort Multi Cuisine Restaurant. Auf dem Heimweg komme ich am SEA SHORE vorbei und bestätigt dem Manager noch mal, dass ich morgen komme. Während ich im Weitergehen noch darüber nachdenke, ob das vielleicht ein Oblomow-Entschluss ist, in Cochin zu bleiben, näher ans Zentrum und 500 statt 800 Rupees, dafür kein Klima und kein Tisch, immerhin Fenster und vielleicht warme Dusche, oder ob das ein Fehler ist und ich besser Oblomow den Laufpass gäbe und mich morgen aufs Gera-tewohl zum Bahnhof durchschlüge, auf der Suche nach den ultimativen Backwaters, da knallt mir was auf den Kopf. Ich denke zunächst an eine Baumfrucht, Tannenzapfen gibt's ja hier nicht, aber die Finger meiner linken Hand belehren mich eines besseren: Vogelkacke, ein ordentlicher Fladen. Peinlich berührt, aber grinsend gehe ich weiter, die Finger der linken Hand etwas abspreizend. Da ich kurz zuvor dabei war, meinen Eintritt als vollkommen materialistisch orientierter Naturwissenschaftler, der schon 1971 mit einer Theorie hausieren ging, wonach der freie Wille eine lächerliche Illusion sei und Entscheidungsfreiheit ein leicht zu durchschauender Selbstbetrug, in die spirituelle Mystik zu erzählen, fragte ich mich nach der spirituellen bzw. mystischen Bedeutung dieses Zusammentreffens meines Kopfes, in dem sich immerhin mein ach so kostbares Gehirn befand, mit ordinärer Vogelkacke. Doch langsam, so weit sind wir noch nicht. Nur soviel: ein Amerikaner, ein bekanntes Gesicht, hielt das für ein außergewöhnlich gutes Zeichen, ein Glückszeichen par Excellence, er schien mir fast ein bisschen neidisch.

Also, meine Freundin und ich hatten jeder in der verrammelten Wohnung in Mannheim, G 7,25 jeder 500 µg LSD eingenommen oder geworfen, wie man damals sagte. Im *Selbstversuch*. Für mich stand außer Frage, dass jede Regung in meinem Bewußtsein, jeder beliebige Inhalt auf Prozesse in meinem Gehirn zurückzuführen sei. Die Wirkung von LSD, einer *Substanz*, die in den Stoffwechsel der Neurotransmitter eingreift, schien mir auch ein Beweis dafür. In dem uralten Philosophenstreit um Henne oder Ei, was war zuerst da, Geist oder Materie, hatte ich mich zu 100 % auf

die Seite der Materialisten geschlagen. Das schien mir objektiv und evident, die Gegenposition hatte als Werkzeug nur die Introspektionen, die ich verachtete, weil sie nicht unabhängig überprüfbar waren, die Vertreter sich weigerten, falsifizierbare Sätze aufzustellen – bei denen war wohl der *Wunsch nach Sinn* der Vater des Gedankens. Einfach unsportlich, diese Beliebigkeit. So saß ich am Küchentisch in G 7,25 und wollte eben einen Apfel essen, als ich bemerkte, dass die Punkte auf dem gesprenkelten Apfel umeinander kreisten. Ich war total begeistert. Die erste echte, wirkliche Halluzination. Ich rief meine Freundin. Sie sah es auch. Die Art der Bewegung erinnerte uns an etwas. Meine Freundin stieß mich darauf. Noch am Nachmittag waren wir baden an der Blauen Adria, ein linksrheinisches Naherholungsgebiet, an unserem Lieblings-FKK-Strand. Wenn da ein leichter Wind die Wellen kräuselt, kräuselt er noch was anderes, nämlich die behaarte Haut, die meine Hoden umschließt. Das Wort Hodensack mag ich überhaupt nicht, es klingt korrekt, es läuft mir aber kalt den Rücken runter, bin unangenehm berührt, wenn es in irgendeinem Kontext vorkommt. Wahrscheinlich Überbleibsel frühkindlicher antisexueller Prägungen. Haben Sie diese Haut gelegentlich beobachtet? Bei leichtem Luftzug? Von der gleichen Art waren auch die Bewegungen der Punkte auf dem Apfel. Heute weiß ich: das ist die *Craniosakrale Bewegung*. Aber das ist nicht das Thema.

Ich weiß noch, ich war völlig fasziniert und rekapitulierte mein gesamtes Wissen aus dem Rein-Schneider über Neuronen, Funktionen der Neurotransmitter, Mustererkennung und Musterbildung in Neuronennetzen, hemmende und aktivierende Synapsen. Ich war zeitweise überzeugt, dass LSD den Abbau einer hemmenden Transmittersubstanz hemmt, woraus eine Kontrastverstärkung der musterverarbeitenden Neuronennetze resultiert. Da die digitale Informationsverarbeitung im Cortex (Alles-oder-Nichts-Prinzip der Aktionspotentiale) auch über Frequenzen, also Schwingungen geschieht, sah ich das Gehirn auch als ein superkomplexes Musikinstrument an, auf das Erkenntnisse der Schwingungslehre angewendet werden können. „Das sind Schwe-

bungen“, rief ich meiner Freundin zu, die sich etwas anderem zugewandt hatte, „das sind Schwebungen, hervorgerufen durch Kontrastverstärkung der vermenschten Regelkreise im Punktmustererkennungscortex der Sehrinde!“

Meine Freundin regte sich über solche Schwafeleien schon lange nicht mehr auf. Ich wusste, das war noch sehr oberflächlich, ziemlich dilettantisch. Ich stellte mir die Neuronennetze und ihre Funktionsweise immer genauer vor, verfolgte und verwarf Hypothesen, ich bastelte und baute und sah alles immer besser und detaillierter, ich fühlte, da könnte jetzt ein Durchbruch bevorstehen. Und der kam auch. Aber anders als ich erwartet hatte.

Wie ich so vor meinem inneren Auge die Neuronennetze visualisierte, das sah aus wie etwa die BASF bei Nacht, fand plötzlich ein Ebenenwechsel statt, oder ein Paradigmenwechsel? Jedenfalls habe ich mich gefragt, wenn all die 100 % materialistischen Voraussetzungen über die Neuronennetze als Ursache meines Bewußtseins und der geistigen Bewegungen darin richtig sind, dann machen sich gerade Neuronennetze eine visuelle und funktionale Vorstellung von sich selber. Die gleichen Neuronennetze, die ich mir gerade vorstelle, sind die, die auch die Vorstellung erzeugen. Das kam mir sofort vollkommen paradox und absurd vor. Eine Kamera kann ja auch nicht sich selbst fotografieren. So wie das Foto von der Kamera, das sie – meinetwegen mit Hilfe eines Spiegels – von sich gemacht hat, *nicht* die Kamera *ist*. Was die Kamera wirklich ist, kann die Kamera mit Fotos nie erfahren. Fotos sind eben nur Fotos.

Ich war nachhaltig schockiert und erschüttert in meiner 100 % materialistischen Weltanschauung. Ich musste einen grundlegenden Fehler in meiner Objektivierung der Welt eingestehen. Ich dachte neu nach. Über die Beziehung von Foto zu Kamera, Zelluloid und Illusion, Sein und Schein, und die ollen Subjektivisten und Phänomenologen und Geisteswissenschaftler waren vielleicht doch keine Idioten.



Die Angestellten warten auf meinen Abgang. Sie sind sehr freundlich. Sie schauen mich an.

Kurz darauf las ich die ersten 4 Bände von Castaneda, Die Lehren des Don Juan, Eine andere Wirklichkeit usw. Der stromlinienförmige Wissenschaftler auf dem Weg zum Psychologieprofessor war erst mal Geschichte. Nach der Weltanschauung der Kindheit – der Glaube an Gott, Jesus, die Dreieinigkeit usw. – war nun, wenn auch unter Drogeneinfluss, auch die heute weithin vorherrschende, naturwissenschaftlich materialistische Weltanschauung nicht mehr vertretbar. Ich erinnerte mich an Kant. War mein Erlebnis geeignet, an seiner Kritik zu rütteln? Im Wesentlichen Nein. Nur in einem Punkt. Wo er nämlich die Ding-an-Sich-Welt postuliert. Kausalität ist eine a priori Kategorie, d'accord. Gehört aber doch zur Scheinwelt, zur erfahrenen Welt. Die Erkenntnis, dass ich die Welt *kausal* erfahren *muss*, ist selbst eine Erfahrung. Ich kann aber dann doch nicht sagen, dass es eine Ursache für die Scheinwelt, in der Kausalität festgestellt wird, geben muss. Eine Ding-an-Sich-Welt müsste existieren als Ursache der Scheinwelt. Das ist doch ein unzulässiger Systembruch. Das ist ungefähr das Gleiche, wie wenn ich sage, das Relative ist relativ zum Absoluten. Oder das Absolute ist relativ zum Relativen. Jetzt muss ich aber mal aufhören. Ich bin der letzte im Lokal. Die Angestellten warten auf meinen Abgang. Sie sind sehr freundlich. Sie schauen mich an. Interessiert es sie, was ich schreibe? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich jetzt aufbreche, zur letzten Nacht im RAMPART Homestay.

7

Schönheit



Endlich sitze ich, zum ersten Mal auf dieser Reise, in einem Second Class Sleeper. Dreissig Stunden nach Bhubaneswar für 370 Rupees. Diese Klasse wurde offenbar umbenannt in *Sleeper Class*, *S-Klasse*. Weder auf dem Ticket noch auf den Waggons findet man noch

Second Class Sleeper. Zuvor hatte ich B-Klasse von Bangalore nach Ernakulam (620 R), 3-Etagen-Betten, Klima, 9h, dann Retour, Ernakulam - Bangalore, A-Klasse, 2-Etagen-Betten, Klima, 9h, 1795.- R. Ich dachte, wow, dann genieße ich eben mal Luxus. Aber der einzige Unterschied zur B-Klasse war 2-Tier statt 3-Tier. Den Schaffner gefragt, was den exorbitanten Preisunterschied rechtfertigt, immerhin fast das 3-fache. Leider hab ich seine Antwort kaum verstanden. Ich glaube, er hat gesagt, diese Tickets würden von einer anderen Eisenbahngesellschaft ausgestellt, die eben teurer wäre. In der Tat sehen die Tickets wie selbstgedruckt aus, auf Formularen von Atlanta Forms, nicht so schön bunt wie die Indian Railways Tickets. Ich fange jetzt nicht an zu grübeln, der Zug fährt gerade ab, pünktlich auf die Minute.

Jetzt hab ich doch gegrübelt, und zwar folgendes: Indian Railways hat Privatisierung ausgeschrieben, vorgeschlagen von Anderson CONSULTING. Eine amerikanische Eisenbahngesellschaft aus Atlanta darf nun die A-Klasse betreiben, das macht sie gerne auf Strecken, die hoffnungslos überbucht sind. Ach wie viele Aa's! 1A! Von dem Gewinn gibt Sie vielleicht der Indian Railways etwas ab, die ist sicher chronisch defizitär.



Tja, Zugfahren in Indien ist nicht mehr das, was es einmal war. Jetzt habe ich Madurai Binakshi Tempel, Pondicherry/Auroville und die Tempel in und bei Tirupati, von denen mir heute Morgen ein junger Inder vorgeschwärmt hat, ausgelassen; alle Züge auf Tage hinaus überbucht. Ernakulam - Madurai war sogar 10 Tage ausgebucht, alle Klassen. Das ist mir früher, 1986, 1993, 2000, nie passiert. Ich befürchte, das indische Eisenbahnsystem kann mit dem Bevölkerungswachstum nicht mithalten. Früher gab es noch die 1. Klasse NonAC, die wurde offenbar abgeschafft. Immerhin sind die Züge schneller geworden. Ich erinnere mich an Varanasi - Tirupati 1993, 48 Stunden, und das dürfte ungefähr gleich weit sein. Und im geliebten „Viehwagon“, neuerdings S-Klasse genannt, die bisher immer ausgebucht war, wurde mir das untere Bett zugewiesen, das ist *Luxus* für einen alten Mann, wenn er des nachts auf Toilette muss.

Indien macht einen tiefgreifenden Wandel durch. Indien stinkt fast immer wie eine Müllhalde, eine Kloake oder Abgashölle. Auch 1986, als ich das Glück hatte, das alte, erhabene Indien kennenzulernen, in dessen agrarischer Kreislaufwirtschaft kein Müll übrig blieb, die Masse der Bevölkerung sich hauptsächlich vegetarische ernährte und deshalb die verschissenen Felder sogar irgendwie angenehm rochen, gab es nur selten unglaublich widerliche, abstoßende Gerü-

che, die aber allesamt organischen Ursprungs waren. Die Bahntrassen leuchteten ziegelrot, ein wunderbarer Farbkontrast zur umliegenden Landschaft. Das kam von den Teeschalen aus gebranntem Ton, die man nach Gebrauch aus dem Fenster warf. 1993 gab's dann schon Plastikbecher, die man genauso aus dem Fenster warf. Sowohl den Müll, der, wenn er schwelt, so nette Gifte wie PCBs und Dioxine freisetzt, die Kloaken, die wegen des erhöhten Fleischverzehrs nun ähnlich stinken wie bei uns, als auch die Abgase, hat Indien vom Westen importiert. Was das für ein Wandel ist, liegt auf der Hand: es ist die Verwestlichung bzw. Amerikanisierung, dem dieses Land, das nicht für Widerstand bekannt ist, höchstens passiven Widerstand, willenlos ausgeliefert ist. Ergeben nehmen die Inder es hin, dass das alte Indien, das spirituellste Land der Welt, in dem für jede Situation eine der zahllosen Gottheiten zuständig ist, im Untergang seine hässlichen Seiten zeigt, so, als wolle es sich wehren. Ich denke da an die berichtete Zunahme von Vergewaltigungen. Und das neue Indien? American Way of Life. Die westlich gekleideten Jungen starren auf ihr Handy, orientieren sich an Hollywood und Bollywood und nehmen Verantwortung nur für die eigene Familie, was in der größten Demokratie der Welt gerne mal in Korruption ausartet. Es muss schon viel passieren, damit die Inder aktiv werden; erst wenn der zunehmende Krebstod, der Rückgang des Tourismus die eigene Familie bedroht, wacht vielleicht einer auf. So könnte mal ein Ruck durchs Land gehen.

Aber auch für die Hässlichkeit und den Schrecken des Untergangs hat Indien Gottheiten parat: Kali & Co., da muss ich noch mal nachschlagen. Eine Zeit lang dachte ich, die Inder sehen den Müll nicht, so ähnlich, wie jene lateinamerikanischen Küstenindianer, die Ureinwohner, die die Schiffe der spanischen Eroberer schlicht nicht gesehen haben, weil sie so etwas noch nie gesehen haben und somit ihr Wahrnehmungsapparat kein *Inventar* hatte, um Schiffe darzustellen.

Davon bin ich abgerückt. Sie sehen den Plastikmüll, er ist aber ein Zeichen des Fortschritts. Wo Plastik herum liegt,



Indian Railway, Sleeper Class (second class sleeper) , very nice family, 10 hours after Puttaparthi, 20 hours to Bhubaneswar

hat der Fortschritt Einzug gehalten. Eine Frage der Sichtweise, oder? Für die kommenden Generationen sind mit Plastik angereicherte Landschaften heimlicher und schöner als für uns etwa ein luftiger Hain, ein kristallklar sprudelndes Bächlein, was den wandernden Philosophen zum Bleiben und Lustwandeln einlädt. Das ist der Wandel der Zeit. Mit jeder Generation tritt auch ein ästhetischer Wertekanon ab. Was würde Bazon Brock, der Ästhetikprofessor, dazu sagen. Der lebt hoffentlich noch. Falls nicht, welcher ästhetische Reichtum wurde von der hemmungslos verschwenderischen Natur mit ihm geopfert? Wir werden es nie erfahren. Wie man weiß, liegt die Schönheit im Auge des Betrachters.

Stunden später. Indien hat mich wieder. Zunächst führen wir im fast leeren Abteil durch menschenleere und vollkommen Müll-leere südindische Landschaften. Ich kann diese Samosa-Farben kaum beschreiben. Am Abend im Bahnhof Puttaparthi steigen viele Leute zu, unter anderem eine wunderschöne Familie, wunderschöne Mutter mit noch schönerer Tochter und 3 pubertierenden, ganz und gar aufgeweckten Söhnen, und wo lassen Sie sich nieder, wo haben sie reserviert? Direkt neben mir. Als es dunkel wird, packen sie ein Tamburin aus und fangen an Bhajans und Shiva-Lieder zu singen, die ich von damals, vom Einheitsfest auf der Schweibenalp hoch über dem Brienzer See,



noch kenne. Ich war plötzlich im Paradies. Die vorbeiziehenden Felder, Wälder und Dörfer, die eben noch versifft und verstunken wirkten, entfalteten nun den ganzen Zauber von Tausend und einer Nacht. Von Lied zu Lied spielte ein anderes Kind das Tamburin, die Göttin von Tochter, direkt links neben mir, am hingebungsvollsten mit halb geschlossenen und leicht verdrehten Augen, was mich beinahe in Ekstase versetzte. Mit nur einer Hand entlocken sie dem Tamburin eine komplette Rhythmusgruppe. Am Ende jeden Liedes immer den indischen Gruß (betende Hände) und eine leichte Verneigung. Auf dem Gang ist ein Wahnsinnsgedränge, das passt wunderbar zusammen. Als in einer Pause ein überholender Zug mit allen Fanfaren vorbei donnert – ich liebe diese alten, dinosaurierartigen Dieselloks – muss ich den Mund aufmachen, sonst hätte ich diese Druckwelle aus Glückseligkeit nicht ausgehalten. Zu guter Letzt wird noch ein Behälter mit von Sai Baba generierter Asche ausgepackt, und auch meine 4 oberen Chakras werden damit gekennzeichnet und gesegnet.



8

Wunder

Sai Baba's Ashram in Puttaparthi habe ich 1993 besucht, 2 Wochen. Angeblich der größte Ashram der Welt. Ich hatte mich dort mit der schwer an Knochenkrebs erkrankten Berliner Künstlerin Margret F. verabredet (letzter Wunsch: Indienreise), mit der ich die Reise angetreten hatte, weil ich aber in Bodhgaya hängen geblieben bin im ROOT Institut bei einem 3-wöchigen Lamrim/Tantra Kurs von Lama Kirti Tsenshab Rinpoche und es Margret zu kalt wurde (Nordindien kann im Januar ganz schön kalt sein), haute sie schon mal nach Südindien, ich glaube Pondicherry, mit ihrem Freund Jack, dem Ziehharmonikaspieler, ab. Wir haben jede Woche einmal telefoniert, wann ich denn nun nachkomme, aber ich hatte mich in meine Tutorin verliebt und konnte einfach nicht weg, außerdem hatte ich mir Staphylokokken eingefangen (kinderfaustgroße Abszesse unterhalb der Gürtellinie), was meine Tutorin als *Gutes Zeichen* wertete, die *purification* habe eingesetzt. Damit war ich sogar ganz zufrieden, so konnte ich ohne Schuldgefühle beim Lama und seiner Tutorin bleiben. Nach den 3 Wochen hing ich auch noch 'ne Woche *Honeymoon in Varanasi* dran – meine Tutorin gab mir von ihren Antibiotika – aber dann musste es doch einen wehmütigen Abschied geben, denn sie war in Kathmandu, ich in Puttaparthi verabredet. Ob ich dort wirklich Margret treffen würde, war ungewiß, denn der Telefonkon-



am **Gangesufer** wimmelt es von „Heiligen Männern“, die ohne Unterlass ihren heiligen Verrichtungen nachgehen

takt war, ich weiß nicht mehr, warum, inzwischen abgebrochen.

Als ich meine Tutorin am Airport nördlich von Varanasi unter Tränen verabschiedet hatte, fuhr ich eine Dreiviertel Stunde mit der Mofa-Rikscha zurück zu unserem Liebesnest, einer winzigen, dunkelgrün verwitterten Höhle unterm Dach im 4. Stock senkrecht über dem Ganges, darin lediglich ein französisches Bett, ganz in der Nähe des Main Burning Ghat, um mein Gepäck zu holen. Als ich eintrat, hätte ich vor wem Glück weinen können, denn das Schwalbenpärchen, das während unseres Aufenthalts andauernd über uns drüber geflogen ist, um sich am Schwalbennest in der Ecke zu schaffen zu machen, hatte während meiner Abwesenheit Nachwuchs bekommen. Das „piep-piep“ der frisch geschlüpften Schwälbchen war von einer unsäglichen Niedlichkeit und zerriss mir einerseits das Herz, tröstete mich andererseits auch über den Verlust: das Leben geht weiter! Ich erinnere mich, dass ich dort einmal frühmorgens von den Rufen und Mantragesängen der Heiligen Männer – am Gangesufer wimmelt es von „Heiligen Männern“, die ohne Unterlass ihren heiligen Verrichtungen nachgehen – bei Sonnenaufgang wach wurde, im Arm den götterwarmen Alabasterkörper meiner Tutorin, hinter dem Fenstergitter der Ganges, endlos und ohne Horizont in bläulichen Dunst übergehend, darin blutrotgolden die riesige, aufgehende Sonne. Ich sagte zu ihr,



Sathya Sai Baba darshan at his temple in Puttaparthi, India. Each day thousands would gather around the temple in hopes for a glimpse of the holy man. First row devotees often reached out to touch his feet. He would take devotee letters and sometimes call people into the temple for an interview. This photographer had three interviews with Sai Baba. <http://www.gettyimages.co.uk/detail/news-photo/sathya-sai-baba-darshan-at-his-temple-in-puttaparthi-india-news-photo/187715118>

ich wüsste nicht, was schöner wäre, sie in meinen Armen oder die Sonne über dem Ganges. Sie lachte wie eine Taube: It's the same, stupid. Same, Same. Ja, das war eine Lektion!

Dann Varanasi - Tirupati, 40 Stunden. Bangalore. Puttaparthi. Sai Baba's Ashram. Ich war skeptisch, ich hatte gehört, er könne aus dem Nichts silbrige Asche oder auch Fingerringe mit Edelsteinen erscheinen lassen, besser gesagt „materialisieren“. Obwohl ich seit diesem Selbstversuch mit 23 Jahren nicht mehr 100-prozentiger Materialist, sondern nun auf dem „Weg der Mitte“, fifty-fifty, halb und halb, war, hielt immer noch die *eine* Hälfte das für Hokus-pokus. War er ein Betrüger, ein Scharlatan? Mit solchen Gedanken reihte ich mich morgens in die Einlassschlange vor dem kitschigen, rosaroten und himmelblauen Tempel, der wie eine orientalische Geburtstagstorte aussah, ein, um nach dem Zufallsprinzip einer von ca. einem dutzend Reihen zugeteilt zu werden, an deren erster Sai Baba auf dem Weg zum Heiligtum vorbei defiliert, und ab und an, wenn er „gut gelaunt“ ist, in die ausgestreckte hohle Hand eine Jüngers Heilige Asche materialisiert. Ich landete grundsätzlich in der letzten, vorletzten, und da war ich schon froh, drittletzten Reihe. Ich sah sozusagen nichts. Das geplante Ende war fast gekommen, ich war ziemlich frustriert, auch Margret war nicht gekommen. Aber hatte ich nicht gerade einiges über die „Spirituelle Sicht“, über „mystische Schau“

und dergleichen gelernt? So konnte ich nicht abreisen. Am nächsten, dem letzten Morgen konzentrierte ich mich in der Einlassschlange mit aller Macht darauf, dass Sai Baba ein wahrer Guru, ein vollkommen Erleuchteter, einer der Großen heiligen Männer Indiens ist und ich hier möglicherweise eine kleine Chance habe, davon was mitzukriegen, wenn es mir gelingt, meinen kleinen, erbsenzählerischen Ego-Geist mal für einen Moment beiseite zu lassen. Und wuuuschschsch, ich landete in der 2. Reihe. Nun galt es, aus diesem *Love, Surrender, Devotion* Zustand nicht herauszufallen.

Sai Baba nähert sich in Zeitlupe. Es sind zwar nur ein Dutzend Reihen, die sind aber unendlich lang. Irgendwann kann ich seine Mähne erkennen. Ich sehe sein orangefarbenes, kurzärmeliges Gewand. Im Näherkommen kann ich nicht umhin, die Nacktheit seiner Arme und Hände verstohlen, aber intensivst zu mustern. Kurz bevor er vorbeigeht, kann ich nicht mehr denken. Direkt vor mir hält er an, und ich sehe, wie mit einem zischenden Geräusch, so wie vielleicht eine Kobra zischt, in der hohlen Hand meines vollkommen weiß gekleideten Vordermannes ein Häuflein silberner Asche entsteht, direkt darüber fast senkrecht die ausgestreckte Hand Sai Baba's. Das geschieht in vollendeter Ruhe und Selbstverständlichkeit, während ich vollendet paralysiert bin und minutenlang keinen klaren Gedanken fassen kann.

Hab ich das jetzt wirklich gesehen oder waren wir alle hypnotisiert. Immerhin dürfen die überglücklichen Empfänger die Asche mit nach Hause nehmen. Mit solcher Asche wurden meine 4 oberen Chakras vorgestern zwischen Bangalore und Bhubaneswar gekennzeichnet und gesegnet. Und wenn die Bilderbuchfamilie aus Puttaparthi, die mich während dieser Fahrt so glücklich gemacht hat, die mich am *Glücklichsein in der Familie* – die ihren Mitgliedern ganz selbstverständlich ist, mir jedoch, der in einer unglücklichen Familie aufgewachsen ist, ein *Wunder* – hat teilhaben lassen, so spricht das für meine Begriffe ganz entschieden auch *für* die Echtheit Sai Baba's.



9

Bhubaneswar

Da der Prashanti-Express 1 Stunde Verspätung hatte und ich somit erst gegen 22 Uhr ankam, war eine Nacht in Bhubaneswar angesagt. Ich spielte die Rikshaw Fahrer ein wenig gegeneinander aus und landete, nachdem 2 Low-Budget-Hotels „Full booked“ waren, für 800 R in einem fensterlosen Raum gleich neben der Rezeption. Es roch stark nach Insektiziden, was ich hoffte, durch Einschalten eines Wand-Ventilators, der Frischluft schaufeln sollte, zu überleben. Meine vorgeschädigte Leber leidet beim Entgiften. Entgegen den schriftlichen Versprechungen gab es kein Wifi und keine warme Dusche. Der Wifi Router sei defekt, aber wenn ich warm duschen wolle, könne man mit dem Tauchsieder, er zeigte ein überdimensionales, stark verkalktes Teil, einen 30-Liter-Bottich vorbereiten. Ich nickte gnädig, obwohl der junge, unerfahrene Portier sich mir gegenüber wie ein Gutsherr aufführte; er beendete jedes unserer Gespräche, indem er sagte „you can go. Go!“

Am nächsten morgen ging ich ein paar hundert Schritte durch sehr marode Infrastruktur zum Bahnhof und bekam fast ohne Wartezeit eine Fahrkarte nach Puri, Abfahrt 5 pm. Ich wollte was von Bhubaneswar, der Hauptstadt von Orissa sehen. Da ich von Anfang an keinen Reiseführer dabei hatte, befragte ich die „TripAdvisor“ App, und ent-



Utkal University of Culture
 Wegen eines Fehlers in der
 Trip Advisor App landete
 ich zunächst nicht in der
 Orissa Modern Art Gallery

schied mich für die topbewertete „Orissa Modern Art Gallery“, fußläufig gut zu erreichen. Am Ziel sah ich tatsächlich moderne und unmoderne Kunst, aber überwiegend Skulpturen, wirklich interessant, aber nicht spektakulär und auch nicht lokaltypisch. Ein Blick in GoogleMaps, letztlich doch die beste Online-Map, machte klar: die Location war in TripAdvisor und auch meiner Offline-OpenStreetMap falsch eingetragen, ich musste noch mal ´ne halbe Stunde weitergehen. Es war jetzt Mittag, drückend heiß. An einer großen, verkehrsreichen Kreuzung blieb ich stehen, spielte mit dem Gedanken, eine Rikshaw zu nehmen. Da passierte etwas Merkwürdiges. Aus einer Rikshaw, die an der Ampel wartete, wurde laut mein Name gerufen, mein indischer Name, Rajo, die Kurzform von Premrajo, ein Name, den mir Anfang der 80er Jahre *Bhagwan Shree Rajneesh* verpasst hatte. Ich ignorierte das, Rajo ist in Indien ein häufiger Vorname. Dann aber noch mal, und noch mal, ich schaute hin, der meinte tatsächlich mich, schien sich exorbitant zu freuen, mich zu sehen, bzw. mich wiederzusehen. Ich freute mich auch, sehr, obwohl mir das Gesicht des jungen Inders nicht direkt bekannt vorkam.

Es wird grün, im Vorbeifahren winken wir uns wie alte Freunde heftig zu, ich komme gar nicht dazu, mir Gedanken zu machen, über beginnenden Alzheimer oder so, denn dort, an der Ecke, wo mein „Freund“ winkend verschwun-



den ist, steht schon eine andere Rikshaw, eigentlich besetzt, aber der Fahrer winkt mir und deutet auf den Platz neben ihm. Er ist kein typischer Rikshaw Fahrer, er wirkt intellektuell, freundlich distanziert, sogar aristokratisch, vielleicht Student, ich setze mich neben ihn, ohne den kleinen Rucksack abzunehmen, und nenne ihm den Namen des Parks, an dem die Art Gallery liegt, und los gehts. Der Park kommt in Sicht, er setzt mich ab, ich gebe ihm 20 R, nach meiner Erfahrung für das kurze Stück ein angemessener Preis, und er gibt mir 13,50 zurück. Aha, jetzt hab ich wohl zum ersten Mal den indisch korrekten Preis bezahlt. Am Park irre ich noch eine Weile in der brütenden Hitze hin und her, ein Passant und ein Wächter schicken mich in verschiedene Richtungen, ich nehme einen Chai am Straßenrand, meine Gedanken sind dickflüssig wie Öl, ich zweifle an nichts, und irgendwann stehe ich vor dem riesigen Schild, was man im Wald der noch größeren und kleineren Schilder übersehen kann. Dann sind es grade mal 2 Räume im 2. Stock. Ich bin allein und mache Fotos. Der Inhaber erscheint wie aus dem Nichts, ich darf nur 3 Fotos machen. Ich versuche zu feilschen, Geld anzubieten, er lächelt fein und lehnt ab. Ich bin von den mittelformatigen Bildern nun doch begeistert. Ich fühle, es hat was mit Orissa zu tun, schreibe überschwänglich ins Gästebuch. Bettele wie ein kleiner Junge, und darf doch noch 2 Fotos mehr machen. Wieder auf der Strasse, fällt mir auf, ich habe keine einzige Rupee dagelas-

sen. Noch mal zurück und eine Spende an die Künstler angeboten. Wieder lächelt er fein, inzwischen ist auch seine Frau dabei, auch sie lächelt fein. Nein, das sei nicht üblich. Ich könne gerne ein Bild erwerben. Ich entschuldige mich, der aufwändige Transport, und zu Hause hinge schon alles voll mit Originalen befreundeter Künstler. Alle lächeln fein zum Abschied. Namaskaar!





10

Puri

Puri ist meine „Heimatstadt“ in Indien. Seit 1986, wo ich die ersten beiden und letzten 4 Wochen der dreieinhalbmonatigen Reise in Puri verlebte, bin ich noch mehrmals dort gewesen, unter anderem habe ich dort auch die Jahrtausendwende gefeiert. Die erste Woche in Puri, also auch die erste Woche in Indien, war jedoch ziemlich krass. Ich war einer Ex hinterher gereist, von der ich hätte lassen sollen, was ich aber nicht konnte. Als ich sie in Puri ausfindig gemacht hatte, hat sie sich durchaus über meine Ankunft gefreut; sie wohnte am Strand mit einer Freundin zusammen, und hatte einen indischen, sehr gut aussehenden und sehr charmanten Freund. Ich war unerwartet auf mich allein gestellt.

Indien hat mich am Anfang geschockt. Die erste Nacht habe ich in einer verschimmelten, kalten Kaschemme in Old-Delhi verbracht. Bei einem Rundgang nach Einbruch der Nacht fühlte ich mich in das finsterste Mittelalter verpflanzt. Im Licht von flackernden Feuern sah ich schemenhaft Kühe, Ziegen, Hunde, undefinierbare Bündel, schlafende Menschentrauben, Kot, Urin, Dreck, Bauschutt, Gemüse, Fäulnis, Schlachtabfälle, und alles roch intensiv und fremd, fremd auch die Geräuschkulisse – zischen, rascheln, knistern, schaben, stöhnen, grunzen, röcheln, quiet-



kleines Mädchen mit
schwarzen Kulleraugen, in
denen ich zu versinken
drohe

schen, ächzen, meine Ohren klingelten in einem fort, ich war im totalen Superstress. Hier wurde geboren, gestorben, gekackt und gezeugt ohne Ansehen der Person. Menschen, Tiere und Straßendreck verschmolzen zu einer haarsträubenden, flackernden Einheit.

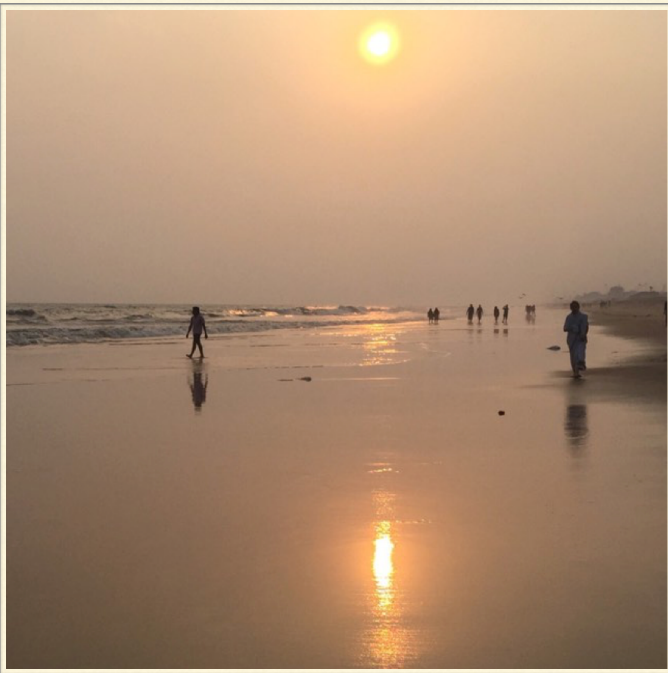
Anderntags so bald wie möglich zur New Delhi Railway Station. Der Neelachal Express nach Puri: ein rollendes Dreckloch. Die Körpersprache und Mimik der Inder: ein Buch mit sieben Siegeln. Nach 5 Tagen Puri war ich immer noch super aufgeregt, aber auch gleichzeitig erschöpft, und spielte mit dem Gedanken, die Reise abzubrechen. Einmal ging ich kurz vor Sonnenuntergang auf einer staubigen Sandpiste nach Hause zu meinem Singleroom. Ich dachte, das hat doch alles keinen Sinn, hier im Unbekannten mich auf Teufel komm raus der totalen Verlorenheit, dem Chaos- und Einsamkeitsstress auszusetzen.

Da kommt rechts aus einem Hof ein kleines Mädchen auf mich zu. Vielleicht drei, vier Jahre alt, sie hat große, schwarze Kulleraugen und weiß offensichtlich genau, was sie will. Sie nimmt mich bei der Hand und führt mich in den Hof, links hinter der Ecke ist ein Hauseingang, sie bedeutet mir, ich soll mich mit dem Rücken zum Haus auf die Schwelle setzen. Meine Aufgeregtheit, die ich schon gewohnt sein sollte, passt irgendwie nicht zur Willenlosigkeit, mit der ich alles mit mir machen lasse. Ich setze mich, wie

gewünscht, auf die Türschwelle. Sie schlüpft ins Haus und kommt mit einem großen Palmblatt wieder, was sie vor mir ausbreitet. Wieder rein und zurück mit Schälchen und Schalen, deren Inhalt sie auf dem Palmblatt verteilt. Undefinierbare, bräunliche und gelbliche feuchte, recht formlose Häufchen. Ein paar mal schlüpft sie noch rein und raus, dann hat sich das Palmblatt gut gefüllt. Sie kauert sich auf der anderen Seite des Palmblatts, mir gegenüber, nieder und bedeutet mir, dass wir jetzt zusammen essen, und fängt sogleich damit an, die Finger des niedlichen rechten Händchens als Greifwerkzeug benutzend. Ich soll es ihr nachtun. Ich muss mich ein bisschen zwingen, aber die Sachen schmecken überraschend gut. Während wir essen, beruhige ich mich. Ich schaue dem kleinen Mädchen in die riesigen, schwarzen Kulleraugen, in denen ich zu versinken drohe, dann in die riesige, orange-rote Sonne, die halb rechts über dem Mädchen gerade untergeht. Mein Blick wandert wieder zum Mädchen, dann zum Essen, dann wieder zur Sonne, ich werde ruhiger und ruhiger. Die gleichzeitige Einfachheit und Absurdität der Situation hat meine aufgeregt schweifenden Gedanken ins Aus laufen lassen. Als die Sonne

untergegangen ist, sind wir auch fertig mit essen. In mir ist es still geworden. Ich lasse mich von der spielerischen Freude des Mädchens anstecken. Wir verabschieden uns mit dem indischen Gruß: Namaste, Didi. Ich setze meinen Weg fort. Meine Stimmung und meine Gedanken haben sich total geändert. Die Abendstimmung erscheint mir friedlich bis zur Unwirklichkeit. Der Gedanke an vorzeitige Abreise hat nun etwas krankhaftes. Am nächsten Tag buche ich 10 Tage Vipassana Meditation bei Christopher Titmuss, im Thai Tempel Bodhgaya.

Shanti, Shanti, Shanti.





11

Spiegel- gleiche Weisheit

Heute den ganzen Abend mit Günther verquatscht. Ein Handwerker aus Bayern (Schreiner), schon über 60 und Indien- und Puri-Liebhaber wie ich. Wir erzählten Indien-Geschichten. Zum Thema „Schreckliche Händleranmache“ konnte ich eine Geschichte beitragen, die in meinem Indischen Tagebuch von 1986, „Halley’s Komet“ (Subtitel: Dem All gefällt der freie Fall) fehlt:

Nach 10 Tagen Schweigen in der Vipassana im Thai Tempel unter der Anleitung von Christopher Titmuss, davon 5 Tage mit Durchfall, war ich furchtbar sensibel geworden. Mein Denkkapazität raste immer schneller, statt endlich Ruhe zu geben. Die wunderbar friedliche Stimmung nach der Einladung zum Abendessen durch das kleine Mädchen mit den großen schwarzen Augen war lange verflogen. Ich hielt das Experiment mit dem Schweigen für einen Fehlschlag. Leider meine Schuld, mein Hirn schien sich dafür nicht zu eignen. Kommunikationsfasten: vielleicht doch eine Spielart des Masochismus? Als der Durchfall ganz schlimm war, blieb ich im Kreuzgang im Keller des Thai-Tempel, wo wir Schlafstätten mit Moskitonetz zugewiesen bekommen hatten, einfach mal liegen. Ob ich oben schwieg oder unten, war doch egal. Ein sehr netter US-Amerikaner, der mitgekriegt hatte, dass es mir nicht so gut ging, ich glaube er hieß



Kamera (fotografiert sich selbst), Spiegel (leicht beschlagen), Weisheit (die Kröte)

Eitle Kröte auf dem Waschbecken (Reinkarnation von Anton Reiser) hüpf überraschend ins Bild, auf die am besten geeignete Stelle, um die leichte Asymetrie des ansonsten symmetrischen Bildes auszugleichen.

Bob, versorgte mich mit Bananen und Curd (Joghurt), um die Darmflora etwas zu besänftigen, schweigend. Nach Aufhebung des Schweigens erzählte er von Bhagwan Shree Rajneesh, dass dieser aus Oregon abhauen musste und jetzt, nicht weit, in Kathmandu, im Soaltee Oberoi Hotel, jeden Abend 2 Stunden Vortrag hielt. Im Keller hatte ich keine Zeitung gelesen. Und von Varanasi, was auch nur ein Katzensprung war, ginge ein täglicher Bus nach Kathmandu. Varanasi stand eh auf meiner Liste, was gab es da zu zögern.

Ich komme also in Varanasi nachts um 2 an. Schon auf dem Bahnsteig fällt eine Meute von Rikschafahrern über mich her. Ich flüchte in die Bahnhofsvorhalle und lege mich dicht zu den Schlafenden, bis sich die Riksha Fahrer verzogen haben. Ich liege da auf dem Boden und genieße das in-Ruhe-gelassen-werden, als mir jemand einen Chai in der Tonschale vor die Nase schiebt. 50 Peisa, ne halbe Rupie, das empfinde ich nicht als Belästigung, sondern als Bereicherung. Ein Angebot, das ich nicht abschlagen kann und dankbar annehme. Dann erbarmt sich doch noch ein netter Rikschafahrer und bringt mich zu einem akzeptablen Preis ins Garden View Hotel am Ganges, ebenfalls akzeptabel, Low Budget, sauber, fair. Das liegt ziemlich flussaufwärts, ziemlich weit zum Zentrum. Am nächsten Morgen ist also ein größerer Spaziergang flussabwärts angesagt. Spießbrutenlauf wäre allerdings das treffendere Wort gewesen: perma-

nent werde ich angequatscht, angefasst, gezupft, betatscht. Jeder will was verkaufen, oder auch erbetteln. Die Methoden, meine Aufmerksamkeit zu kriegen, sind raffiniert bis brachial. Je genervter ich werde, desto brachialer. Und ich bin ja noch so sensibel von der Vipassana! Ich kann das alles kaum aushalten. Nach 1 Stunde bin ich erschöpft. Ich schleppe mich noch eine Weile weiter, kann die Anmache nur noch mit fahrigen Armbewegungen abwehren. Da ist plötzlich Ruhe.

Ich bin am „Main Burning Ghat“ angelangt, an einem Leichenverbrennungsplatz, wo jeder Hindu eingäschert werden will, weil das superheilige Areal ist und eine gute Wiedergeburt sozusagen garantiert. Ich setze mich auf eine Treppe und werde nicht mehr angemacht, bin vorerst gerettet. Ich sehe 5 Scheiterhaufen, in jedem Stadium. Beim Aufschichten der elefantenbeindicken Holzscheite (mannshoch), mit Leiche (in weiße Laken mit Goldrändern gewickelt, mit Blumenkränzen geschmückt, die Füße nackt), beim Brahmanenritual (der Brahmane umkreist den Scheiterhaufen, während er Gebete spricht und heilige Ingredienzen streut), beim Anzünden, beim Runterbrennen, beim Asche einsammeln und im Ganges verstreuen. Ich entschieße mich, hier möglichst lange zu verweilen, natürlich nicht nur um den Händlern ein Schnippchen zu schlagen, sondern weil Leichenverbrennungsplätze Orte sind, die spirituellen Adepten durchgängig empfohlen werden. OK, die Vipassana war gescheitert, aber das hier könnte noch ein Erfolg werden. Hier sitze ich bis in die Abendstunden. Meditiere. Vipassana. Ich entspanne seit langer Zeit mal wieder. Gegen Abend bieten mir Angehörige Shilums an. Es ist ein Shiva Platz. Ich rauche und flachse mit den Angehörigen. Ich nehme mir vor, in mein Testament, wenn ich mal eines mache, den dringenden Wunsch aufzunehmen, hier verbrannt zu werden. Geburt und Tod, Werden und Vergehen, das ist so natürlich! Was für eine nutzlose Aufregung und was ein Theater im Westen darum gemacht wird!

Ich bin jetzt verdammt gut drauf, der Rückweg liegt jedoch noch vor mir. Aber jetzt kommts: ich werde nicht mehr angemacht! Es gibt schon welche, die reflexartig reagieren, wenn sie mich aus den Augenwinkeln kommen sehen, aber sobald sie mich voll im Blick haben, lassen Sie ab. Ich versteh das noch nicht, bin aber dankbar dafür. Ich gehe wie auf Wolken. Erinnere mich an Situationen, wo ich dem Tod von der Schippe sprang, bin dankbar, am Leben zu sein, hier zu sein. Das Leben ist kurz, sehr kurz. Und doch ewig, wenn man sich mit dem Geist, und nicht mit dem Körper identifiziert.



12

Wie auf Schienen zur Erleuchtung

Puri Railway Station kurz nach 9 Uhr abends. Noch eine halbe Stunde bis Abfahrt nach Gaya. Der Abschied war schön wehmütig. Hatte zuletzt noch wahnsinnig nette Leute kennengelernt, darunter einen Münchner Kunstmaler (so hat er sich selber vorgestellt) und Wohnmobil Nutzer, sieht jünger aus als ich, und ist doch ein paar Monate älter. Das ist sehr, sehr ungewöhnlich ;-). Schon die ersten Gesprächsfetzen lassen auf die Möglichkeit eines tiefgründigeren Verständnisses schließen. Er wohnt wochenlang im NILAMBU, wo ich vor 7 Jahren mit I. abstieg. Dann Bernardo, der Sirangi Spieler, ein Vollblutmusiker, der sein Leben der *Indian Classical Music* geweiht hat und so weiter und so fort. Alle lieben Puri genau wie ich. Es ist ein Oblomov-Platz, ein Shiva-Platz, ein Shiva & Parvati Platz. Ein Platz für *Morgenlandfahrer*. Der Titel einer Novelle von Hermann Hesse, der sich hier sicherlich auch wohl gefühlt hätte. Man kann hier Tempel-Ganja im Government-shop kaufen. Es kostet praktisch nichts. Ich rauche aber nichts mehr, ich lausche lieber dem Klang der Worte, meinen eigenen, wie sie im Kopf entstehen, um evtl. notiert zu werden. Ich möchte der Versuchung erliegen, mich an mir selbst zu berauschen. Das klingt vielleicht egozentrisch, und vielleicht ist es das auch. Wie angestrengt hat man schon um Selbsterkenntnis gerungen, wie mühselig der Prozess und wie bitter das Ergebnis, wenn das Ego seine Kleinheit, Erbärm-



**Puri, Z-Hotel, illustre
abendliche Runde
Künstlerinnen,
Philosophinnen,
Morgenladfahrerinnen,
1 Sarangi Spieler,
Abenteurerinnen**

lichkeit und Bedeutungslosigkeit entdeckt, von der Vergänglichkeit ganz zu schweigen, diesem unfassbaren, maximalen Affront gegen das Ego, dem das eigene Überdauern die höchste Maxime darstellt.

Und doch kommen wir um die Teilnahme an diesem Versuch und Irrtum Spiel nicht herum. Jeder Versuch endet mit einer Verbesserung oder Verschlechterung, die man *fühlen* kann. Das letztere ist entscheidend. Lust und Unlust, angenehm oder unangenehm, das gibt uns *Richtung*: weg von der Unlust, hin zur Lust. Das hab *ich* mir nicht ausgedacht. Ich entwickle mein Bedeutungsinventar im Hinblick auf Verausberechenbarkeit; ein Schritt in die richtige Richtung ist ein Schritt Richtung Lust. Ob die Vorhersage mit dem Bedeutungsinventar korrekt war, erfahre ich nur, indem ich den Schritt *vollziehe*. Falls entgegen der Erwartung Unlust die Folge ist, habe ich Korrekturbedarf in den Landkarten meines Bedeutungsinventars. Dieses Risiko *muss* man immer eingehen. Sonst droht Korrekturlosigkeit und damit Realitätsverlust, der Marsch in die Psychose. Dann wäre man entgleist, Lust / Unlust gibt keine Richtung mehr, (Achtung Deutschlehrer:) unkorrigiert schlittert man in den Abgrund. Mit einem trommel- und rippenfellerschütternden Krachen hat sich der Zug, der Purushottam Express, in Bewegung gesetzt. Es ist noch kaum jemand im Abteil, aber die sind sicher alle erschrocken. Einen winzigen Moment hat wohl jeder das Undenkbare projiziert, das Unmögliche, *das indische Eisenbahnunglück*, aus der Perspektive des Opfers.



13

Bodhgaya

Konnte gestern Abend im Zug nicht weiterschreiben. Diese furchtbaren Ruckler kamen unregelmäßig, alle paar Minuten. Es war, als ob ein Riese dem Wagon einen kräftigen Schubs geben würde, mit der oder gegen die Fahrtrichtung. Im Klo wäre ich deshalb beinahe zu Fall gekommen. Das war für mich ein vollkommen neues Phänomen bei der indischen Eisenbahn. Ich stellte mir vor, dass der verantwortliche Bahn-Mitarbeiter, ein waschechter Inder, als ihm das Phänomen bekannt wurde, als erstes dachte, bis jetzt ist es gut gegangen, also wird es auch weiter gut gehen; erst mal beobachten, bis man die Ursache erkennt, wenn nötig, längerfristig.

Da ich nicht mehr schreiben konnte, hab ich gelesen. Der Münchner Kunstmaler, Detlef, vom NILAMBU hat mir ne alte Leipziger Ausgabe von „Anton Reiser“ geschenkt bzw. getauscht gegen mein Tantra Buch. Ich erkannte alles sofort wieder. (Amerikanischer Akzent an) Ich bin kein Berliner, ich bin ein Anton Reiser (amerikanischer Akzent aus). Meine Kindheit nach dem Krieg in einem stockkatholischen Haus im Nordschwarzwald hat noch diesen Geist geatmet. Heute findet man das wohl kaum noch, aber direkt nach dem Krieg, auf dem Dorf, war das noch so. Die Lehrer konnten z. B. auf die Prügelstrafe zurückgreifen. Faszinie-



Indian Railways

Reparaturversuch eines
undichten Wasserrohrs,
Korrektur nicht erfolgreich

rend, wie die geschilderten Kindheitserlebnisse den meini-
gen glichen bzw. gleichen. Unter anderem hat er, das Kind
Anton Reiser, Gott gespielt und Massaker unter Pflanzen
hinterm Haus veranstaltet, mit landwirtschaftlichem Gerät
bei geschlossenen Augen, wobei ihn die Vorstellung, dass
manche Pflanzenwesen rein zufällig dran glauben müssen
und andere nicht, dass also eine blinde Willkür Gottes wal-
tet, erregt hat. Diesen Gott stellte ich mir vor, wie er nach
dem Zugunglück fein und böse lächelt, während wir Fahr-
gäste, mehr oder weniger zerbrochen, zerrissen, zer-
quetscht, unser Leben aushauchen.

Bei solchen Gelegenheiten kann ich es aber auch nie lassen,
darüber nachzudenken, ob wirklich davon abzuraten ist,
sich ein mögliches Unglück detailreich auszumalen. Nach
dem Motto: das Beste hoffen, aber auch das Schlimmste be-
fürchten, und dazu muss man sich das Schlimmste ja erst
mal vorstellen. Es gibt nun viele Hobby-Mystiker, die be-
haupten, dadurch würde die Wahrscheinlichkeit des Eintre-
tens erhöht, man würde das Unglück direkt anziehen. Gru-
selige Idee, dass meine Angst oder mein Pessimismus mit
ursächlich ist für den möglichen Eintritt des Schlimmsten.
Um das zu testen, hab ich mal, in den 70ern während eines
Korsikaurlaubs, an der Südspitze bei Bonifacio unter einem
riesigen, überhängenden Berg, der sich über Jahrtausende
aus Salz und Sand, Sonne und Meer gebildet hatte, sitzend,



Gaya
Station

mich darauf konzentriert, dass der Berg ausgerechnet jetzt – normal macht er das nur alle 100 Jahre – zusammenkracht und mich unter sich begräbt. Ich hab mich weder getraut, mich voll darauf zu konzentrieren, noch hielt ich für möglich, dass das funktionieren kann. Ein seltsames Dilemma. Also, um mal einen Schlusspunkt zu setzen (ich will jetzt noch im Hellen die Stupa von Bodhgaya begrüßen), nach meiner Erfahrung tritt eher das Gegenteil ein. Sonst wäre ich schon lange tot!



Bodhgaya
Mahabodhi Stupa



14

Karma

Die Stupa von Bodhgaya, besser gesagt, der Mahabodhi Tempel, haut mich wieder total um. Dieses *Bedeutungsinventar* wurde damals, 1993, während der Kurse mit Lama Kirti Tsenshab Rinpoche, aufgeladen mit 100000 Volt. Schon auf der Fußgängerallee zum Haupteingang kann ich nicht mehr logisch denken, wenn mein Blick nach rechts schweift, und über diesem uralten Baumbestand, der unzählige kleinere Stupas beschattet, dieses phantastische Symbol für Leerheit, für Nondualität hoch in den Himmel aufragen sieht. Keine andere Stupa hat auf mich diese Wirkung. Ich habe in dieser Stupa, im Obergeschoß, von dem viele nichts wissen, zum ersten Mal die Bodhisattvagelübde gesprochen. Lama Kirti Tsenshab Rinpoche hatte so gute Beziehungen, dass wir einmal den Schlüssel für die Gittertür in der Einfassung des Bodhi Baumes bekamen und dort, unter dem Baum (es soll der Enkel des Originals sein), wo angeblich Buddha die Erleuchtung erfuhr, einen ganzen Abend lang meditieren durften, ich weiß nicht mehr, ob über Leerheit oder Bodhicitta.

Ach, was sag ich, „Beziehungen“! Das ist **Karma**. *This changed my life!*

Wie kam es dazu?



Margret F.

und ich auf der Veranda der
Villa Weiner kurz nach der
Wende

Wie ich schon erwähnte, startete ich die 93er Reise im Dienst von Margret, die schwer an Knochenkrebs erkrankt war und, solange es ihr noch einigermaßen gut ging, einer lebenslangen Sehnsucht, nämlich Indien zu sehen, nachgeben wollte. Ich lernte sie kennen in der Villa Weiner bei Ochtrup, wo ich ihre Ausstellung mit ein bisschen Vernissagenmusik verzierte. Ich fuhr auf sie und ihre Kunst ab, ihre Bilder hatten für mich etwas ganz tiefes, existenzielles, und beim Betrachten eines bestimmten Bildes erfuhr ich von ihr, dass sie da ihren *Brustkrebs* gemalt habe. Das lag allerdings 3 Jahre zurück. Sie lud mich ein, nach der Ausstellung mit ihr auf die dokumenta zu fahren. Dort sagte sie mir, dass sie anschließend in Berlin eine Nachuntersuchung hätte, die sie ein bisschen ängstige, und ob ich nicht Lust auf Berlin hätte. Hatte ich, und so war ich dabei, als ihr der Oberarzt das Szintigramm zu sehen gab. Es war ein Schock. Die Beine waren bis zum Becken gesprenkelt. Eine der übelsten Diagnosen, die man bekommen kann. In den folgenden Tagen erwachte der Wunsch nach einer Indienreise. Sie fragte mir ein Loch in den Bauch, denn ich war 1986 dort 3 Monate gereist. Ich erklärte mich spontan bereit, mitzukommen, obwohl ich vollkommen mittellos war, weil mein Lebensprojekt, das Atari Programm MIDAS (MIDI-ApplicationSystem), das die gesamte Weltkonkurrenz das Fürchten lehren sollte, wegen *einer* falschen Entscheidung gescheitert war. Meinem Abitursfreund T., der mir schon



Margret F.

beim Betrachten eines bestimmten Bildes erfuhr ich von ihr, dass sie da ihren *Brustkrebs* gemalt habe

den Keitel und Rein-Schneider empfohlen hatte, erklärte ich die Lage. Er riet zwar ab – was, wenn in Indien mitten in der Pampa der Oberschenkel bricht – lieb mir aber trotzdem 5000 Mark.

Ein paar Monate später war's dann soweit. Wir flogen mit KLM über Amsterdam. Im letzten Moment hatte sich noch ihr Freund Jack entschlossen, mitzukommen, er könnte allerdings die großen Medikamentenkoffer nicht tragen, da er schon sein Akkordeon als Extragepäck dabei hatte. Wir befanden uns noch im Steigflug von Amsterdam, da sprach mich eine ältere Dame an, ob ich nicht mit ihr den Platz tauschen wollte. Sie wäre mit einer Gruppe krebskranker und vom Bürgerkrieg traumatisierten Menschen aus Zagreb, die links neben mir saßen, zum Leibarzt des Dalai Lama unterwegs, und durch die Sitzverteilung beim Einchecken von ihnen getrennt worden. Ich sei ebenfalls mit einer Krebskranken nach Puri unterwegs, das sei schlecht. Mein Hintermann hatte allerdings mitgehört, bot den Tausch an und so saß Vana, so hieß die über 60-jährige Dame, links bei ihrer Gruppe, nur durch den linken Gang getrennt, daneben Margret und dann ich und Jack. Vana stellte sich vor als Botschafterin eines von den United Nations unterstützten Programmes „Zones of Peace“, das der Dalai Lama initiiert habe. Eine magere, herzensgute Frau von Format, die man bewundern musste. Der Leibarzt des



Margret F.
hatte ein
besonderes
Verhältnis zu
Eulen

Dalai Lama hätte ihren Neffen, einen erfolgreichen Rennfahrer, (oder war es der Neffe des Dalai Lama? oder der Neffe des Leibarztes?), der an einem Hirntumor erkrankt war, der bereits die Größe eines Hühnereies erreicht hatte, *nur* mit *Tibetischer Medizin* vollständig geheilt. Das verfehlte seine Wirkung auf Margret nicht. Später wollten sie noch Sai Baba in Puttaparthi besuchen, der ebenfalls für Wunderheilungen bekannt und berühmt war. Als dann nach vielen anregenden Themen Vana vorschlug, Margret solle sich doch ihr anschließen, wurde uns klar, dass unsere ganze Reiseplanung – erstmal ankommen, relaxen und adaptieren in Puri – Makulatur war.

Wir fuhren dann alle mit 3 großen, schwarzen, alten Taxis von Delhi nach Dharamsala. Bei den Verhandlungen mit den Taxlern brach Vana mehrfach in Tränen aus. Obwohl versprochen, blieben die Taxen nicht zusammen. Als wir merkten, dass unser Fahrer den Konvoi verlässt, merkten wir auch, dass er kein Wort Englisch sprach, vielleicht auch nur so tat: er reagierte auf Ansprache überhaupt nicht.

Es ist stockdunkel, er verlässt die geteer-te Straße, rüttelt über Schotterpiste, dann Wellblechpiste, dann gespurten

Weg, dann Feldweg. Uns wird himmelangst, was der vorhat. Er scheint taub zu sein. Schließlich biegt er in ein Gehöft, kein Licht außer Mondlicht, niemand zu sehen. Er stellt den Motor ab und verschwindet. Bange, atemlose Stille. Ich flüstere, wenn wir jetzt ausgeraubt und abgemurkst werden, dann haben wir's wenigstens hinter uns. Auf der Rückbank knurrt Jack, nur über seine Leiche, er outet sich als asozia-

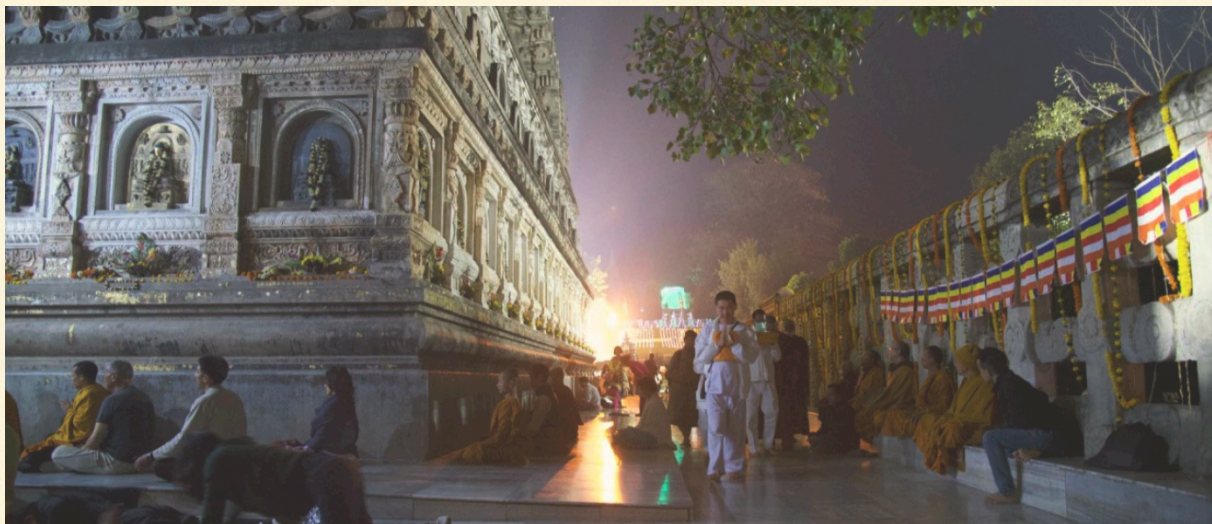
les, kampfgeprobtes Straßenkind, was mir noch mehr Angst macht, Margret hingegen beruhigt. Eine ganze Zeit lang passiert nichts. Ich erinnere mich an meine Funktion als Indienkenner, und gebe in gedämpfter Tonlage, die beruhigen soll, pfeifen-im-Walde-mäßig, die Geschichte „Spiegelgleiche Weisheit“ zum besten. Wenn wir also jetzt dächten, wir werden abgemurkt, werden wir vielleicht wirklich abgemurkt, wenn wir aber dächten, der hat hier Verwandte und Nebentätigkeiten ... In dem Moment kommt er wieder mit einem Sack und einem Karton.

In Dharamsala bzw. McLeod Ganj haben sich die Krebskranken beim Leibarzt in Behandlung begeben, wir anderen beim ehemaligen Leibarzt, der schon sehr, sehr alt aber auch sehr, sehr gütig war. Gerade war das Buch „The Tibetan Book of Living and Dying“ von Sogyal Rinpoche erschienen, das lasen praktisch alle Westler, auch wir, und so beschäftigte ich mich zum ersten Mal intensiv mit tibetischem Buddhismus. Wenn ich mich bei einem Lama Teaching umblickte, sah ich sehr schöne, sehr tolle Menschen aus vielen Nationen, mehr Frauen als Männer. Hätte mich in jede schöne tolle Frau verlieben können, wusste aber instinktiv, das dieser *Schrei nach Liebe* bei den Schönen und Tollen ein K.O. Kriterium darstellt. Um so mehr stürzte ich mich auf die Lehren, in der Hoffnung, diese Gier, diese Eitelkeit, diesen Minderwertigkeitskomplex, diese haarspalterische Analysiersucht, kurz, mein EGO zu überwinden und *auch* so toll zu werden, um dann vielleicht in Frage zu kommen. (Hier nähern wir uns wieder dem Anton-Reiser-Komplex, ich traue mich aber noch nicht, Anton-Reiser-mäßig voll einzusteigen. Oder ist der vorhergehende Satz schon ein bisschen „Anton-Reiser-mäßig“? Vielleicht müsste ich Anton-Reiser-Passagen in der 3. Person schreiben.) Wie dem auch sei, nach 4 Wochen, es lag Schnee, zog die Mehrzahl der Tibeter nach Bodhgaya, vom Himalaya in die Ganges-Tiefebene, weil im Februar dort die Tibet-Wochen stattfinden, und alle Krebskranken mit Freunden und Betreuern zuckelten hinterher.



Root Institut
Bodhgaya

Ich glaube, Vana gab mir den Tip, mir mal den Lamrim Kurs im Root Institut anzuschauen, ob das was für mich wäre. Und ob das was für mich war. War heute wieder dort. Habe in der Main Gompa mit einigen anderen Fans uralte Teachings von Lama Yeshe geschaut. Das wirkt heute genau wie damals. Beim Rundgang erkenne ich nach 23 Jahren kaum etwas wieder. Bis auf den Typ, der damals das Office gemanaged hat; der ist immer noch da, und noch viel komischer als damals. Er schenkt mir einen Apfel und bringt mich so zum Lachen, dass ich mich beinahe daran verschlucke. Die Atmosphäre, die Grundstimmung, die über dem inzwischen eingemauerten Areal liegt, die hab ich sofort wiedererkannt: *peaceful, shanti, high energy, awareness, bliss!*



15

Tantra

“In diesen Erinnerungen lag eine unbeschreibliche Süßigkeit, denn der Roman, den die frömmelnde Phantasie der gläubigen Seelen mit dem höchsten Wesen spielt, von dem sie sich bald verlassen und bald wieder angenommen glauben, bald eine Sehnsucht und einen Hunger nach ihm empfinden und bald wieder in einem Zustande der Trockenheit und Leere des Herzens sind, hat wirklich etwas Erhabnes und Großes und erhält die Lebensgeister in einer immerwährenden Tätigkeit, so daß auch die Träume des Nachts sich mit überirdischen Dingen beschäftigen, wie denn Reisern einst träumte, daß er in die Gesellschaft der Seligen aufgenommen war, die sich in kristallinen Strömen badeten.” (Anton Reiser)

Und so ergab es sich, dass ich heute, als ich mich zum letzten Mal ins *Root Institut* begab, um ein paar Fotos zu machen, mitbekam, dass um 4 pm eine Guru Puja für das lange Leben von Lama Zopa stattfinden würde auf der Nordseite der Mahabodhi Stupa. Da breitet auch ein uralter Bodhi Baum seine Arme aus, wenn auch nicht so unfassbar groß und breit wie der auf der Westseite. Just unter diesem Baum hatte ich vor 23 Jahren, 1993, meine erste Guru Puja (Lama Chöpa) absolviert. Damals konnte ich kaum folgen, verlor immer die Textstelle, musste also oft die Nachbarin fragen, wo wir waren, während das Folgen mir heute, auch wenn ich seither die Guru Puja ausschließlich auf Deutsch rezitiert hatte, keinerlei Schwierigkeiten be-



Bodhi Baum

“leicht überirdische
Glückseligkeit“

reitete, obwohl die Rezitatorin das Englische so schnell sprach, als wollte sie einen Weltrekord aufstellen und den tibetischen Gesang ziemlich vernuschelte und vermanschte.

Obwohl mir also alles inhaltlich wohlvertraut war, fühlte ich mich ein ganz klein bisschen als Fremdkörper. Ich war eindeutig der Älteste und bin möglicherweise für viele junge Westler auf Anhieb schwer einzuschätzen. Das tat aber nichts zur Sache, denn die Guru Puja ist eine vollständige Übung des tibetischen Tantra, der Einübung einer anderen, göttlichen Wirklichkeit, in der alle Wesen aus Licht göttlichen Ursprungs bestehen und sich in kristallinen Strömen baden.

Bin dann noch endlos im Uhrzeigersinn um die Stupa herum gewandert, heilige Mantren murmelnd, die kristallene Mala betätigend. Konnte mich kaum losreißen. Das künstliche Licht hatte etwas überirdisches. Anstatt mich hinaus in die indische Katastrophe zu stürzen, gewillt, keine Gelegenheit zu versäumen, jemanden glücklicher oder weniger unglücklich zu machen – *Anhaftung* an die leicht überirdische Glückseligkeit, die wie ein kristallner Strom die Mahabodhi Stupa umfließt. Aber jede Anhaftung lässt nach, darüber braucht man sich keine Sorgen zu machen. Musste auch ganz profan auf Toilette. Dort ergab sich, im Halbdunkel kaum erkennbar, ein kristallner Strahl, leicht ins Goldne spielend.



16

Connaught Circus

New Delhi. Nehme einen Cappuccino und ein Belgium Shot im COFFEE DAY GLOBAL LIMITED. Dieser Franchise Laden erinnert mich stark an das Vapiano in Bonn, bei mir zu Hause; es wird fast nicht gelacht, alle scheinen wie von einem Wirkungstreffer beeindruckt: diese Effizienz, diese Sauberkeit, diese Schnelligkeit. Die Schlange an der Kasse ist kurz. Der Kassierer lässt seine Litanei ab, groß oder klein (ich sage: normal), Kunden, die Belgium Shot mögen, nehmen gern auch noch Dingsda usw., er hackt auf die Cherry Tastatur wie ein Irrer, übertönt sogar die Bollywood Banghra Musik, statt Ware bekomme ich eine Nummer, die 3, und darf mich setzen. Das künstliche Licht – es gibt nur ein Fenster zum Connaught Central Park, und dort kann man nicht sitzen und Licht wegnehmen, dabei kann es den langen, nach innen führenden Schlauch eh nicht beleuchten – erfüllt seinen Zweck, wie in allen Franchise Läden dieser Welt. Ein Uniformierter im Corporate Design kommt an den Tisch, will abräumen. Ich sage „please everything once again“ darauf ist er nicht gefasst. Ich wiederhole, buchstabiere, zeige auf die Rechnung, drehe mit dem horizontalen Zeigefinger vorwärts ein Rad, sage „Same, Same“, irgendwann hat er’s geschnallt, ich müsse den Tisch verlassen und mich an der Kassenschlange erneut anstellen. Das hätt’ ich mir ja denken können, nein,



Delhi City Railway Station
Zeitungskiosk mit großem
Angebot „Baghwan Shree
Rajneesh“ (Osho) oben
rechts

ich wusste es sogar, aber ich war unbewusst trotzig, möglicherweise mag ich gar nicht so gerne in die gefühlskalten, durchgestylten, genormten Serviceparadiese Europas zurück. Und da, die Überraschung, er nähert sich noch einmal, bekommt meine Erlaubnis zum Abräumen und signalisiert, er könne evtl. doch für mich an der Kasse bestellen. Ich lege 2 Hunderter hin. Schreibe weiter, dies hier. Indien ist doch stark. Auch in dem einfachsten Kaffeeabräumer lebt Indien. Jedesmal, wenn er nun an mir vorbeigeht, lächelt er mir verständnisinnig zu, ich lächle verständnisinnig zurück. Wir sind im Grunde beide voneinander begeistert, keine Fremden, waren es nie. Das ist das Gute an Indiens alltäglichem Chaos: man kann es nicht normieren. Man braucht Freunde, um es zu bewältigen. Und die hat man auch. Wenn man will. Unbegrenzt.

Es lebe die Abweichung! Es lebe die Korrektur!



17

Nachtrag: Biographische Korrektur

Bin viel zu früh zum Airport aufgebrochen, hatte es nicht gewagt, zum Jazzkonzert von „Kitchen Sink“ im angesagten Jazzclub New Delhi's zu fahren, von 9 bis 11, weil es 12 Kilometer im Süden lag, und irgendwas mit dem Rückweg zur New Delhi Railway Station, wo ich den Rucksack deponiert hatte (dann zu Fuß mit beiden Rucksäcken zum Airport Metro Express), hätte schiefgehen können, und so sitze ich jetzt schon geschlagene 3 Stunden, es ist Mitternacht, in einem Airport Cafe; das Gate öffnet erst gegen 3. Also les' ich kreuz und quer in meinem bisherigen Blog-Geschreibsel, ich muss schon sagen, das macht Spaß, ich versuche ja so zu schreiben, dass ich als Leser möglichst viel Spaß daran haben soll, ob andere Spaß daran haben, kann ich nur hoffen, möchte mich aber nicht danach richten, wo kämen wir denn da hin, und da fällt mir auf, dass in „Memoiren: Selbstversuch, 100 %“ ein ziemlicher Fehler, ein Lapsus, sogar die Unwahrheit passiert ist. Die träumerische Vorstellung, einmal Psychologieprofessor zu werden, entwickelte sich erst ab dem 2. Semester. Noch beim Abi hatte ich eine klare Prioritätenliste: 1. Kunst, 2. Psychologie, 3. Architektur, 4. Molekularbiologie, jeweils immer Philosophie im Nebenfach.



PROTOPLASMA
100 Postcards, 1996
Star-Image (Linux)

Selbstportrait

1996

mit sehr kurzen
Haaren und
Schnurrbart

Der einzige Lehrer, der mich immer mit Einsen bedachte, war mein recht junger Zeichenlehrer, der in Karlsruhe Kunst studiert hatte. Er war auch einer der ganz wenigen Lehrer, die mich mochten, und das beruhte auf Gegenseitigkeit. Er hat mich ständig ermutigt, Kunst zu studieren in Karlsruhe, die würden auch nur mit Wasser kochen. Mir war auch klar, dass ich nur in der Zeichenstunde, beim Malen, Zeichnen oder Bildhauern, wenn ich mich dem kreativen Fluss hingeben konnte, glücklich war oder zumindest versunken in die gestalterische Aufgabe. Ich glaube, es war, als mich mein Lateinlehrer mit 6 einreichen wollte, da wanderte Kunst auf Platz 1. Und so hatte ich dann einen Termin in den Sommerferien 1968 mit dem Hausmeister des Windeck Gymnasiums Bühl. Ich brauchte meine Kunstmappe, in der alle Arbeiten der Oberstufe versammelt waren, um mich für die Aufnahmeprüfung an der Kunstakademie Karlsruhe anzumelden. Der Hausmeister, der mich nie leiden konnte, das beruhte auf Gegenseitigkeit, er war ein brutaler Kerl, der immer eine anzügliche Zote auf Lager hatte, teilte mir mit, es könne dauern, der Zeichensaal sei vom 4. in den 2., der Chemiesaal vom 2. in den 3., und der Physiksaal vom 3. in den 4. gezogen. Da lagen nun die umgezogenen Mappen in einem Schrank im 2. Stock, alphabetisch geordnet, und meine war nicht dabei. Sie ist nie wieder aufgetaucht. Beide Zeichenlehrer waren in den Sommerferien. Ich heulte meinem Vater was vor, ob er nicht seine Beziehungen spielen lassen könnte um den Verantwortlichen Druck zu machen, obwohl mir schon klar war, dass ihm von meinen 4 Positionen auf dem Wunschzettel die erste, Kunst, am unliebsten war. Brotlos, sagte er nur wegwerfend, ohne mich überhaupt eines Blickes zu würdigen. Damals hatte ich ihn noch nicht im Verdacht, dass er beim Verschwinden der Mappe vielleicht sogar seine Finger im Spiel hatte, ich glaubte nicht, ihm so wichtig zu sein, dass er zu so einem Mittel greift – als ich 12 war und immer noch Pfarrer werden wollte, hat er mich fallen lassen, hat er keine Hoffnungen mehr in mich gesetzt, dass ich mal in seine Fussstapfen treten könne, und sich den spritzigen und ehrgeizigen Alexander angelacht, dar alle die Ei-

enschaften, die mein Vater an mir schmerzlich vermisste, reichlich besaß – und Psychologie, die Nummer 2, war ihm ebenfalls suspekt.

Noch 1 Woche bis zum Abgabetermin und ich stand mit leeren Händen da. Ich habe nicht gleich die Flinte ins Korn geworfen, sondern Bleistiftzeichnungen angefertigt. Ich habe den Gummibaum im Wohnzimmer zunächst naturalistisch, dann von Blatt zu Blatt fortschreitend abstrahiert gezeichnet. Das letzte Blatt erinnerte an Picasso, mit viel Phantasie hätte man vielleicht die Seele des Gummibaumes erkennen können, wenn man wusste, dass das meine Absicht war. Aber ich traute mich damit kaum nach Karlsruhe. Da rief mein 2 Jahre älterer Freund Wolf aus Mannheim an. Er war im Gymnasium 2 Klassen über mir gewesen und studierte in Mannheim bereits im 3. Semester Psychologie. Ich könnte mich ja erstmal immatrikulieren, bei ihm in der Ifflandstraße unterkommen, bis ich 'ne Bude fände, und hätte dann ein halbes Jahr Zeit, Kunstwerke zu schaffen, mit denen ich mich nach Karlsruhe traue.

Der Kleinmut, das mangelnde Selbstvertrauen siegte. Es hätte mich nichts gekostet, in Karlsruhe anzutreten. Aber da kannte ich auch niemand, während ich die Clique um Wolf schon gut kannte von Parties, die nach wie vor in unserem alten Einzugsgebiet (Bühl/Baden-Baden) stattfanden, und deren Sarkasmus, Ironie und Vorliebe für Satire ich sehr schätzte. Die Zugehörigkeit zu Cliquen war für mich sowieso das Wichtigste, seit mein Vater mich fallengelassen hatte. Außerdem war da meine hoch begabte Freundin, die ich auf einer dieser Parties kennengelernt hatte. Sie wusste natürlich von ihrer bipolaren Störung, ohne noch einen Namen oder Begriff davon zu haben, und riet mir dringend zu Psychologie. Und so sagte ich mir eines Tages, dass mein Erkenntnisdrang doch größer sei als mein Gestaltungsdrang, vielleicht sogar größer als mein Geltungsdrang, und von allen Naturwissenschaften sei Psychologie die einzige, die sich gewissermaßen auf Augenhöhe befindet, während z. B. die Kernphysik sich mit dem Kleinsten, die Astrophysik sich mit dem größten beschäftigt. Alle anderen Naturwissenschaften lagen irgendwo dazwischen, nur nicht auf Augenhöhe. Und Philosophie (brotlos) im Nebenfach war eh klar.

So, jetzt hab ich das auch korrigiert. Das artet so langsam in eine Autobiographie aus. Warum auch nicht. Geschichten aus dem Leben. Eine Abweichung ohne Korrektur. Aber vielleicht war ja dieses Blog die Korrektur.



18

Epilog

Raubtier

Bad Godesberg Bahnhof. Es ist ein sonniger Nachmittag Anfang März. Ich warte auf den Regio nach Koblenz und beobachte die Reisenden. Verliebe mich spontan in eine Mutter auf der Bank gegenüber, in dem Augenblick, als sie ihrem vielleicht 7-jährigen Sohn, der sie ständig beackert, für den sie alles ist, ein Lächeln schenkt. In diesem Augenblick sehe ich die Männer in ihrem Leben, und ich sehe sie auch mit den Augen des kleinen Jungen, der voller Neugier und Bewunderung ist für die erwachsenen Frauen und Männer, Romanfiguren, Helden mit großen Gefühlen, die zum Freund zu haben ein unbeschreibliches Glück wäre, aber die großen Gefühle hat nicht der Erwachsene, die hat der Junge, er glüht geradezu auf durch die Vorstellung von unverbrüchlicher Freundschaft, Geradlinigkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit und Liebe, Eigenschaften, die er den Erwachsenen zuschreiben und denen er nacheifern möchte.

Jeder Reisende ist in seiner eigenen Stimmung. Siegesicher, gleichgültig, mürrisch. Die Sicherer sehen gut aus, die Wurstigen grau, wie Weißwürste ohne Senf, die Mürrischen verkniffen und somit häßlich. Vom Ego regiert sind sie alle. Das Gewinnerego ist attraktiv, das Verliererego unattraktiv. Ich schreibe das auf dem Tablett eines Herstellers, der wie viele andere als Namen für seine Softwareprodukte

gerne Raubtiernamen wählte, Jaguar, Tiger, Leopard, Schneeleopard, Panther, Löwe, Berglöwe, von Haien, Barracudas, Adlern oder Falken ganz zu schweigen. Das Raubtier gilt dem Mensch als Inbegriff der Schönheit. Es frisst, es wird nicht gefressen. Es ist schön und stark, Herr über Leben und Tod, und voll Ego, kein bisschen Reflexion. Wir wollen auch so sein, deshalb essen wir gerne Lamm.

Wir gleiten durchs Rheintal. Der Loreleyfelsen wirkt etwas fahl im gedämpften Sonnenlicht, das kaum den Dunst durchdringt. Ich habe mich an einen Vierertisch gesetzt, ein junge Frau gegenüber hat einen dicken Knaur Roman vor sich liegen. Lisa Jackson: Desire. Der Titel ist wie mit einem dicken Pinsel gemalt, den man in einen Eimer Blut getaucht hat. Ich überlege, ob ich sie darauf ansprechen soll. Sind Sie eine leidenschaftliche Frau? Vorerst blicken wir auf den vorbeihuschenden Rhein. Einmal treffen sich die Blicke, wie erwartet vollkommen ausdruckslos. Dann gelingt es mir, den Untertitel zu entziffern, ich muss dabei die Buchstaben im Geiste drehen: Die Zeit der Rache ist gekommen. Ich nehme von meinem Vorhaben, sie weltmännisch anzusprechen, Abstand.

Wieder treffen sich unsere Blicke, eindeutig ein paar Hundertstel Sekunden zu lang. Und gleich noch mal. 18 Hundertstel Sekunden zu lang. Diesmal ist es der Blick einer gelangweilten Raubkatze. Und noch mal. 1 Hundertstel Sekunde. Laszive Verwunderung. Wenn sie nicht aus dem Fenster schaut, tippt sie auf ihrem Handy herum. Raubtiermenschen sind mir in Indien kaum begegnet. Wenn vor vielen Jahren Gespräche mit meinem Vater ins philosophische gedriftet sind, kam früher oder später der Satz: der Mensch ist ein Raubtier. Ich pflegte dann zu entgegnen, der Mensch könne alles sein, er sei das flexibelste und anpassungsfähigste Tier, was mein Vater in keiner Weise quittierte, nicht einmal mit einem Kopfwiegen. Als alter Nazi fuhr er auf die Schönheit, die aus der Stärke kommt, ab, dieses Gelaber um Selbsterkenntnis war etwas für die Schwachen. Als er glaubte, meine Schwäche sei angeboren (ich schlug nach der Mutter), ließ er mich fallen. So sind die Starken. Wenn ein Löwe, ein Single, wieder heiratet, eine Löwin mit

Jungen, der der Erzeuger abhanden gekommen ist, beißt er als erstes die Jungen seiner Vorgänger tot, mit Kopfbiss. Das weckt in mir eine merkwürdige Assoziation zu meinem Gebiss. Ich war bis Anfang 40 Vorbeiße. Drei obere Frontzähne standen hinter den Unteren und waren furchtbar lang. Die Eckzähne waren die eines Raubtieres. Trotzdem hatte ich bei den Frauen, in die ich mich verliebte, keine Chance. Insgesamt erinnerte das wohl eher an Rübezahl, statt an einen geschmeidigen Panther. Die drei langen fielen aus, und ich bekam eine veritable Frontzahnbrücke, die auf den gestutzten Eckzähnen verankert wurde. Der Zahnarzt sagte, ein Normalgebiss wäre bei meinem veritablen Unterkiefer nicht drin, ich hätte die Wahl, Vorbiss oder Kopfbiss, was bedeutet, dass die Zähne aufeinander schlagen wie eine Beißzange, statt wie bei einer Schere aneinander vorbei. Ich entschied mich für Kopfbiss.

Als ich diese Entscheidung traf, stand auf meinem Schreibtisch ein Nussknacker aus Holz, groß wie die Schreibtischlampe, eine bunt bemalte Rübezahlfigur mit einer sagenhaften Kinnlade, prädestiniert, jede Kopfnuss zu knacken, aber ich schrieb auf einen gelben Notizzettel, aus dem dressierten Vampir würde durch das neue Gebiss endlich ein richtiger Mann, mit weichem warmem Bauch, spontan und zur Liebe fähig. Auch diese Phantasie ist verpufft. Stattdessen musste ich weiterhin bis zur Rente Kopfnüsse knacken, von Beruf Systemanalytiker, der Kopfdominanz war so nicht beizukommen, Kopfnuss knacken mit Kopfbiss erinnert mich heute, aus der Perspektive des Rentners, an das fortlaufende Töten und Abtöten der geistigen Kinder, die die Frucht einer ausgelebten Kreativität hätten sein können. Nur dass es die eigenen waren. Nicht ganz – denn ich machte es für Geld, um meiner Tochter, die Künstlerin, Sängerin werden wollte, ein Musikstudium zu ermöglichen. Wenn ich sie heute im Konzert erlebe – Mara von Ferne – bin ich für alles entschädigt!